



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

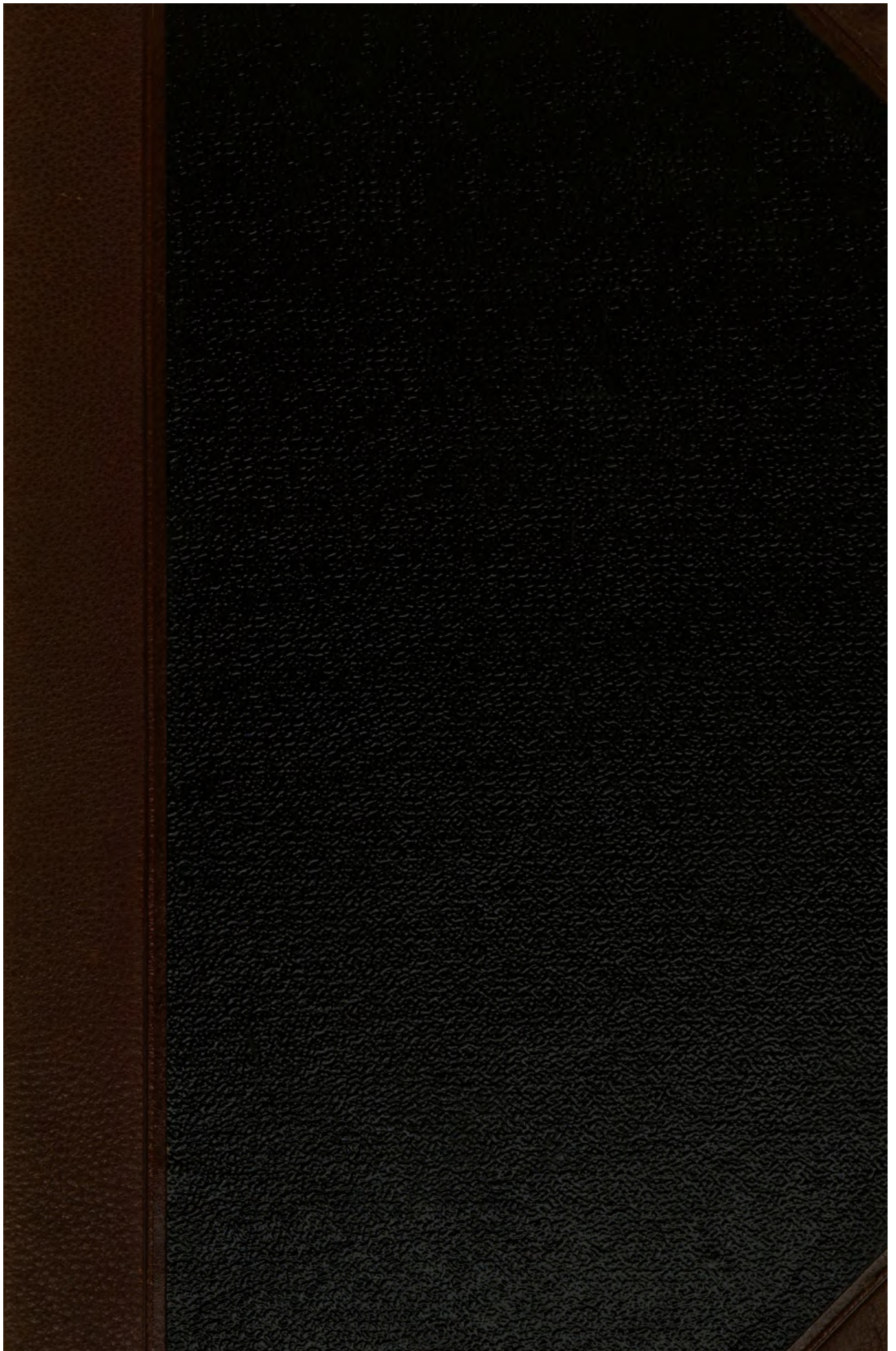
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



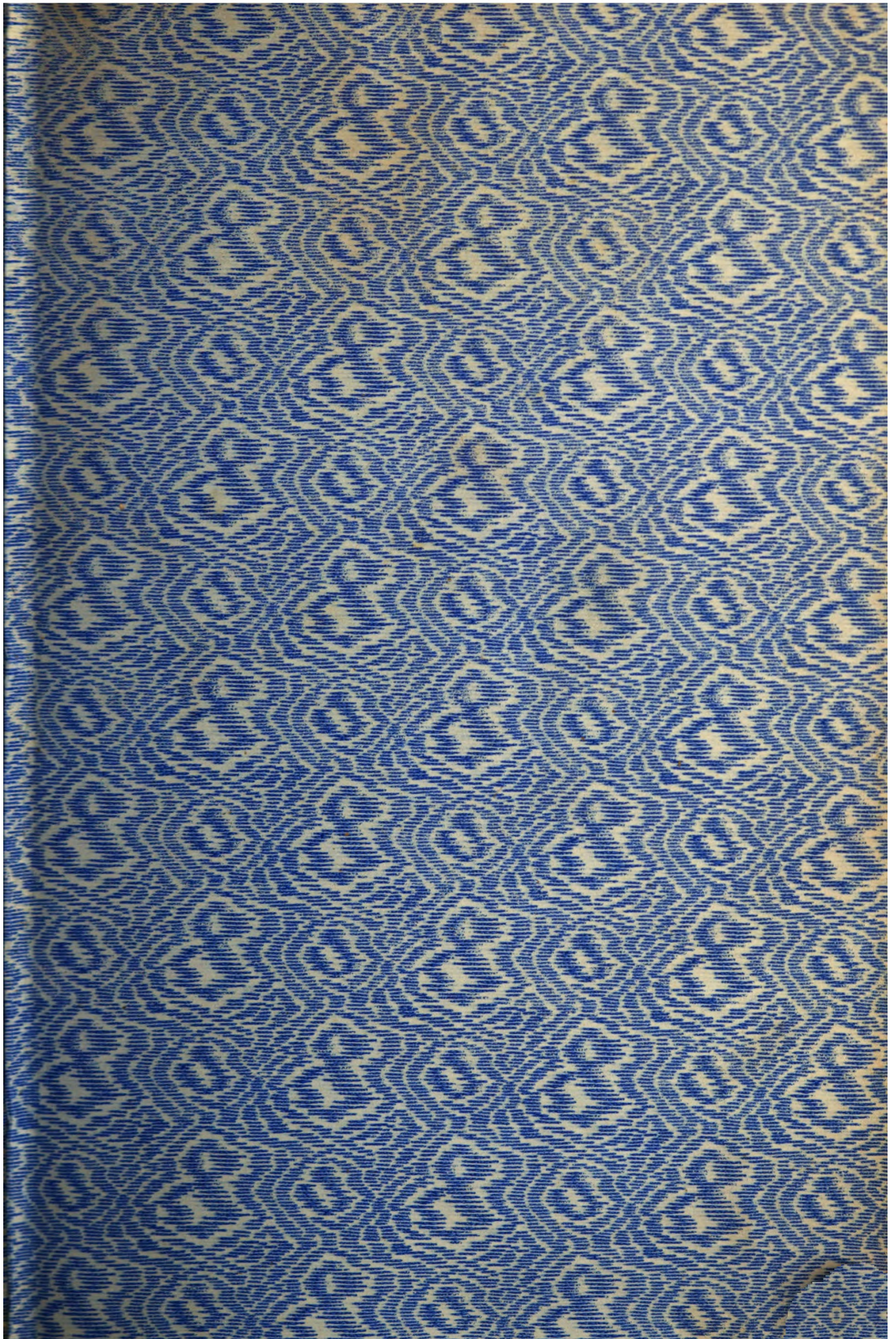
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



FIEDLER COLLECTION



Fiedler ADDS. III B.145



737



Nicolaus Lenau's
Sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Anastafius Grün.

Zweiter Band.



Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1855.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Gedichte. Zweites Buch.

Gespalten.

	Seite
Der ewige Jude	5
Heloise	15
Der Schmetterling	18
Auf meinen ausgebägten Geier	21
Der gute Gefell	27
Zwei Polen	32
Der traurige Mönch	39
Weib und Kind	44
Der Stehertanz	46
Die drei Zigeuner	54
Die nächtliche Fahrt	56
Biffon	62

Liebesklänge.

Am Rhein	67
An *	71
Der schwere Abend	72

IV

	Seite
Traurige Wege	73
Einsamkeit	75
Wunsch	76
Reid der Sehnsucht	78
Meine Furcht	80
Wunsch	82
An den Wind	85
An die Entfernte	86
Meine Rose	88
An *	89
Kommen und Scheiden	90
Liebesfrühling	91
Frage nicht	92

Sonette.

Frage	95
Jugend und Liebe	96
Der Salzburger Kirchhof	97
Nachhall	98
Die Asketen	99
Der Seelenkranke	100
Stimme des Windes	101
Stimme des Regens	102
Stimme der Glocken	103
Stimme des Kindes	104
Doppelheimweh	105
Einsamkeit	106
Palliativ	108

Vermischte Gedichte.

Zueignung	111
Traumgewalten	113
Einem Greis	115
An die Biologen	117

	Seite
Crucifix	119
Ehen	120
Heimathklang	121
Zuflucht	122
Zeiger	123
Frühlingsgrüße	124
An Luise	125
Täuschung	130
Tod und Trennung	132
An die Verstorbenen	133
Herbstlied	136
Schlaflose Nacht	137
An eine Wittwe	139
Auf eine goldene Hochzeit	141
An den Tod	143
Herbstlied	144
Vorwurf	146
Der Jäger	147
Lied eines Schmiedes	149
Ohne Wunsch	151
Mein Türkenkopf	152
Der Hagestolz	154
Der Schmerz	157
An den Frühling 1838	158
Das Lied vom armen Finken	161
Hypochonders Mondlied	165
Der offene Schrank	171
Prolog	173
An eine Freundin	178
Thränenpflege	181
An den Frühling	182
An ein schönes Mädchen	183
Der schwarze See	184
Das Ross und der Reiter	186
Die Blumenmalerin	188

	Seite
Husarenlieder	190
An den Ischler Himmel im Sommer 1838	195
Der Kranich	197
Das dürre Blatt	200
Erinnerung	202
Gutenberg	203
An Agnes	204
Im Vorfrühling. Am Grabe G. Mikschik's	205
Bei Uebersendung eines Straußes	206
Der einsame Trinker	207
Frühling	213
An die Alpen	215
Die Poesie und ihre Störer	218
Der Nationalist und der Poet	220
Passiver und aktiver Beifall	222
Form	223
Irrthum	224
An einen Dichter	225
Zweierlei Vögel	226

Vermischte Gedichte. Neue Folge.

Einem Gemüthsranken	231
An einem Grabe	232
Veränderte Welt	234
Naturbehagen	235
Trinksprüche	236
Studentenreise	237
Der arme Jude	239
Der kriegslustige Waffenschmied	243
Der Bockvogel	245
Der Kranke im Garten	247
Beethovens Büste	248
Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben	252
Die Drei	255

VII

	Seite
Welke Rose	257
Der fromme Pilger	258
Inneres Gericht	260
Die Nonne und die Rose	261
Das Kind geboren, die Mutter todt	263
Die Albigenser	264
Zweifelnder Wunsch	265
Die Bauern am Tiffastrande	266

Waldlieder.

Waldlieder	273
----------------------	-----

Größere Iyrisch=epische Dichtungen.

Clara Hebert. Ein Romanzenfranz.

Esteron	297
Der nächtliche Gang	301
Der selige Abend	305
Blumengruß	311
Die Gewitternacht	315
Der alte Marko	323
Die Botschaft	327
Die Heimkehr	331
Die Sehnsucht	336
Der Ring	340

Die Marionetten. Nachstück.

Erster Gesang. Der Gang zum Eremiten	345
Zweiter Gesang. Lorenzo	348
Dritter Gesang. Antonio	354

Anna. Nach einer schwedischen Sage.

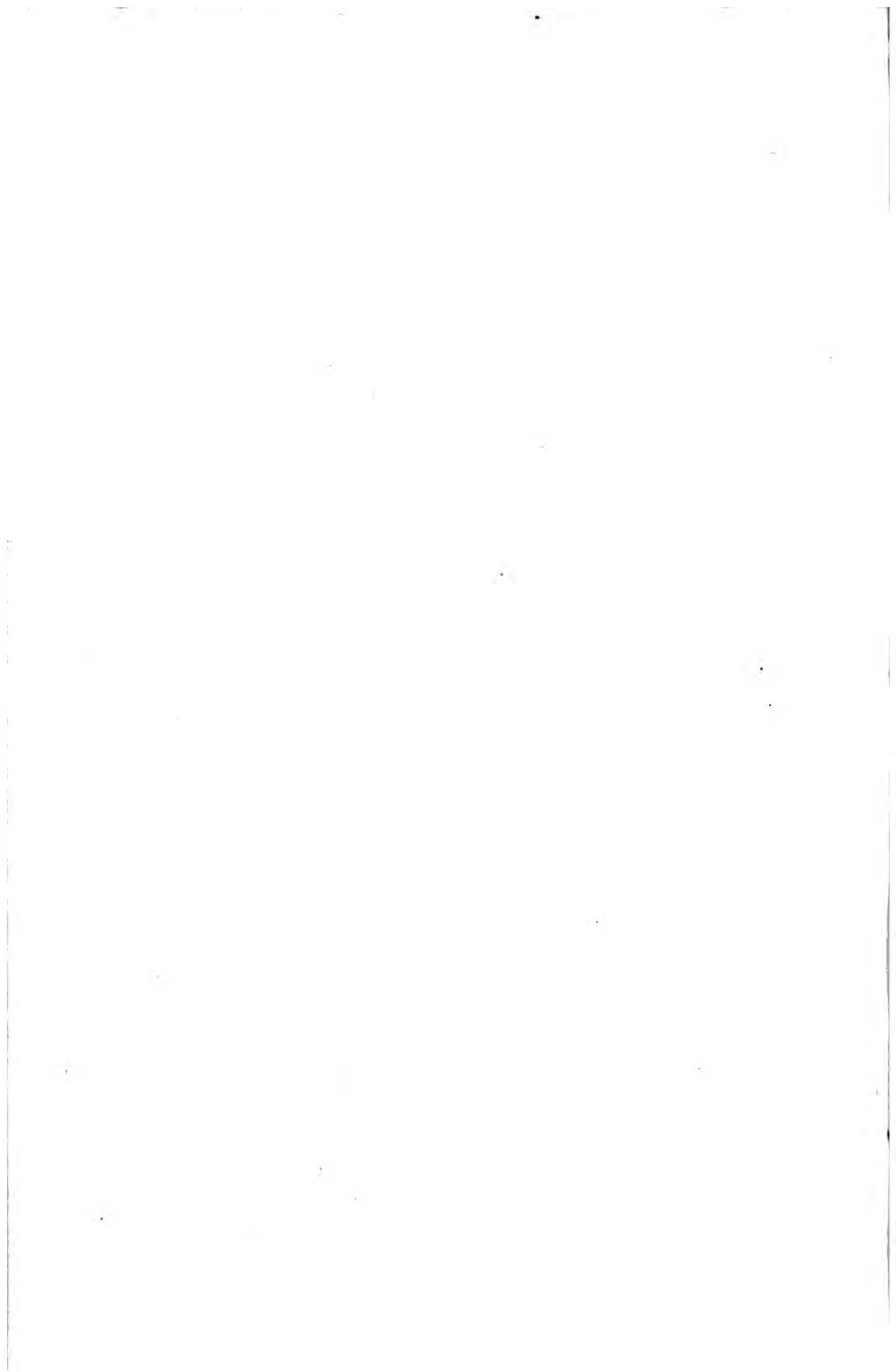
I. bis V.	367—387
-------------------	---------

VIII

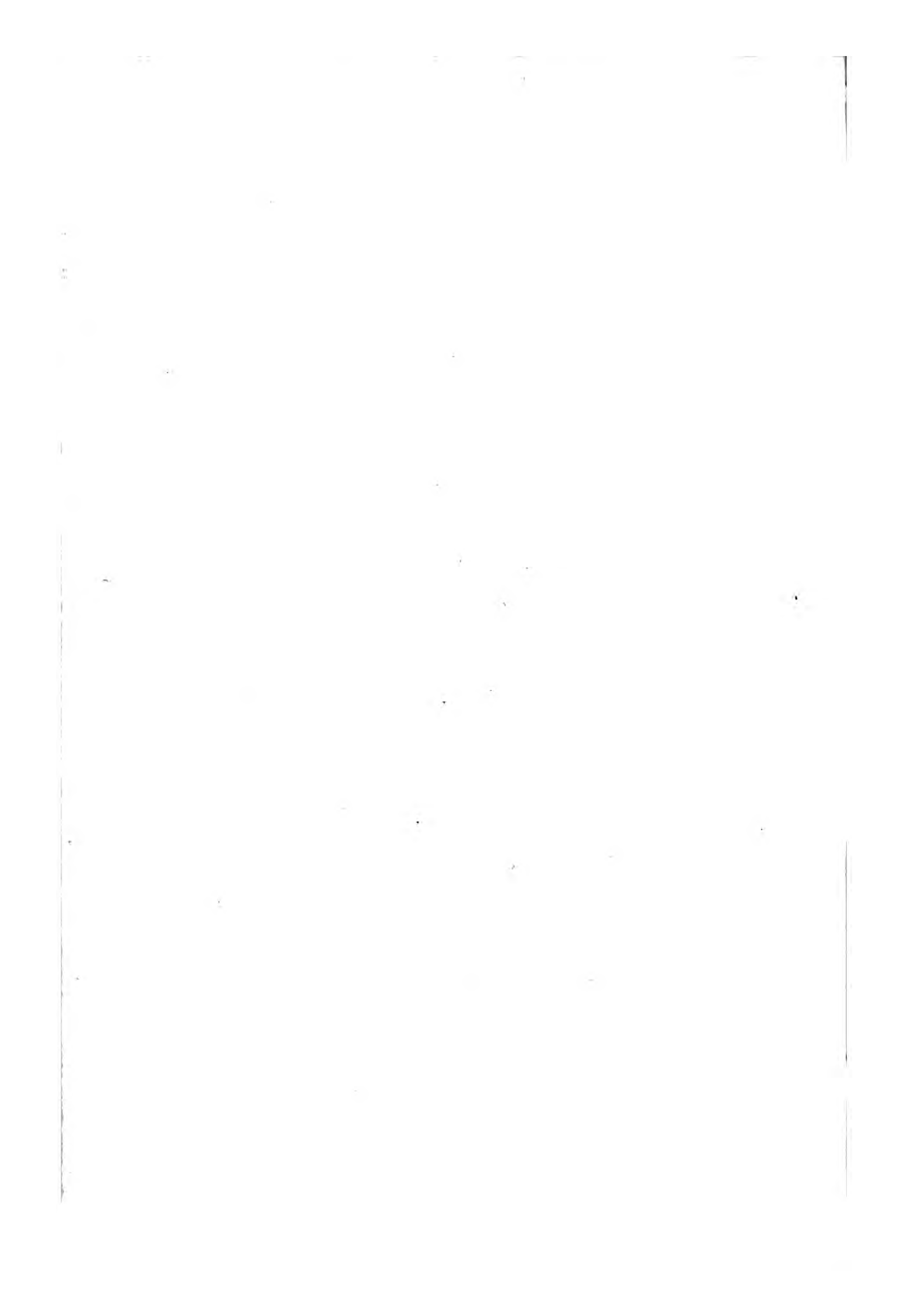
	Seite
Mischka.	
Mischka an der Theiß	391
Mischka an der Marosch	400
Johannes Biska. Bilder aus dem Hussitenkriege.	
I. bis IX.	419—452

Gedichte.

Zweites Buch.



Gestalten.



Der ewige Jude.

Ich irr' allein in einem öden Thale,
Von Klippenfall umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit legtem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die todtten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach auf, blüh auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
 Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
 Und gießen zu lebend'gen Liebesglocken,
 Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
 Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt' ich wäre
 Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!“
 Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
 Ward Wolf' an Wolke brausend zugetragen;
 Wie zu des Herzens jüngsten Thränen, Klagen
 Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
 Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
 Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
 Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
 Der Geier muß in einer Ritze ducken,
 So lang die Klagen das Gebirg durchzucken;
 Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
 Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
 Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
 Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend. — —

Schon sucht' ich in den Vergeseinsamkeiten
 Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
 Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
 Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah' ich Kerzenschimmer
 Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
 Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
 Blickt' ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
 Zu einem Gensbart waidgerecht zu schlichten,
 Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
 Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse pudend,
 Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
 Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
 Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode tragend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
 Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
 Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
 Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtete:
 Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
 Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
 Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte;
 Viel Heilgenbilder, Braut- und Taufgeschenke
 Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
 Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
 Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
 Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
 Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
 Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
 Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
 Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gemsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stuze,
Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
Als frischer Jung in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß an Putze.

Sie ließ mich, kindlich, bunten Flitter schauen;
Doch mehr als Kinglein, Perlenschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still; vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' auf's mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Klüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des todten Thieres zitternde Genossen
Stehn still, so lang die Wiederhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
 Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
 Daß man die Weide ihnen so verbittert,
 Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
 Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
 Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
 Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
 Mit seinem Raube will davon sich machen,
 Hört er 's Gerüll von schweren Tritten krachen,
 Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
 Die Föhrenbüscheln, glutverfengten, gleichen;
 Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
 Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
 Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
 Daß fliehend vom Geklipp die Gamsen fallen,
 Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
 Und harret mit hoherhobner Todeswaffe,
 Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe,
 Und seine ausgeschoss'ne Büchse lade.

Indeß in seiner Rechten droht die Keule,
 Reißt seine Linke von der Brust die Hülle,
 „Schieß her!“ ruft sein todbürstendes Gebrülle,
 „Sonst stirb!“ ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
 Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
 Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster
 Und in den Lauf treibt er die Kugel, bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
 Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
 So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
 Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
 Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
 Der Schütze hört noch lang sein fernes Fluchen,
 Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
 „Kann unglücklich nie die Ruhe finden!
 „D könnt' ich sterben mit den Morgenwinden,
 „Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!“

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
 „Mein Wiederhall, am Felsen festgenagelt!
 „Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
 „Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!

„Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
 „Wie er um kurze Raft so flehend blickte,
 „Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
 „Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!“

Und als es stille war im Felsenschlunde,
 Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
 Wo seine Kugel traf, der Waidgeselle,
 Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
 Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
 Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
 Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da wecktest meine wirthlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer;
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloise.

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
Ein Crucifix so ernst, versöhnungsmild,
Oft in der Nacht, der ungestörten, späten,
Geht Schwester Heloise hin, zu beten.
Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme,
Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du hast für uns gelitten,
Geklagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten!
Nach Ihm, nach Ihm nur muß ich ewig schmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!
Umsonst, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum strengen Orden mich bekannte,
Noch immer seh' ich meinen süßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl sich wandte.

Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren;
Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte;
Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
Verzeih, wenn ich oft, knieend am Altare,
Zu knien mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!
Im Mondlicht seh' ich hier dein Antlitz schimmern,
Die Winde seufzen durch den Blütenstrauch;
Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke

Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heiligen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine.

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
 Im weiten, windbewegten Meer
 Ein Schmetterling mit mattem Flügel
 Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blumenstrande
 Zur Meeresfremde fern hinaus;
 Vom scherzend holden Frühlingstande
 Ins ernste, kalte Sturmgebräus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
 Hatt' ihm das Meergras trügerisch
 Viel schön're Wiesen hingelogen,
 Wie westgeschaufelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
 Von West und Blüthe nicht genug,
 Es trieb hinaus ihn, wählig lüftern,
 Zu wagen einen weitem Flug.

Raum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind:
Kam fausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimathglück;
Der schwache Flatterer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmuthsvollem Lächeln seh'n
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergeh'n.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich in's Geistermeer:
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid:
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernstestn Feier.

Zwar hörst du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter sind gewohnt, zu singen todtten Ohren.

Es lebt ja noch der Geist, der einst dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften,
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, athmender Blitz, zu Boden niederzückst
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückst;

Wie du das volle Herz ansetztest als ein Becher,
 Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme,
 Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
 Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
 O kommt in's Felsenthal mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
 Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähnen.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
 Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
 Und näher tritt er hier dem Räthsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
 Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldig's Drängen
 Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprennen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Jorne
Durch's Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn über's Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen, nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller Herbsteschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Har, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.

Du, todter Geier, stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhängen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle,
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Gefelle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Todtenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker.

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemim beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera, mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Rest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemessnen Schritt geheißnen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht,

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wezen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmausend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauscht dein Kuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich verkindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Todes vom Lebenssturm getragen,
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanen,
Laß' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell.

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
 Der nie von seiner Seite gewichen
 Seit dem Verluste des Paradieses,
 Wo er mitleidig sich angeschlossen;
 Der nie wird weichen von seiner Seite,
 So lang auf Erden ein Mensch noch athmet;
 Der unbekante, der namenlose
 Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
 Er sey gepriesen von meinem Liebe,
 Der alte, treue, gute Gesell. —

Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
 Und als der elektrische Schlag der Sünde
 Durch die ganze lange Kette der Herzen
 Vom ersten Ahue zum fernsten Enkel
 Erschütternd schlug das Geschick des Todes
 Und die weithin tönende Klage;
 Als die ersten Thränen auf Erden floßen,

Der Morgenthau des schmerzlichen Tages;
 Als hinter dem ersten Menschenpaare
 Sich donnernd geschlossen des Edens Pforte:
 Da folgte den weinenden Fortgewiesnen
 Der gute Gefell, nachtragend heimlich
 Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
 Das er noch eilig zusammengerafft
 Im Eden, für ihre traurige Flucht. —

Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
 Kein Weiser ist der gute Gefell:
 Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
 Ein wortgewandter, mit warmem Herzen.
 Er führt uns an die Werke des Meisters,
 Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
 Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
 So weiß er von den herrlichen Bildern
 Doch süß zu schwätzen, mit funkelndem Auge,
 Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gefell,
 Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
 Die Armuth schmerzt und der bittere Mangel:
 Inmitten der irdischen Güter stehn,

Wie sie blühen und vergehn, und selbst vergehn,
 Und sie nie gekannt und genossen haben:
 Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
 Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
 Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
 Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
 Den Rienspan zündend, und seinem Häuslein
 Die Lust am karglichen Mahl beleuchtend.
 Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
 In die Schüssel allen Wohlgeschmack der Erde;
 Und der arme Mann ist froh, und betrachtet
 Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
 Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
 Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
 Hat ihr geschmückt der gute Gesell
 Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
 Der einsame Wanderer im fremden Gebirg,
 Der, ohne Heimath und Reisepfennig,
 Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
 Mit einmal fühlt er den Muth gehoben
 Und schreitet rüstig durch's dämmernde Thal,
 Und fester greift er den Wanderstab,
 Denn der unsichtbare gute Gesell
 Geht mit und lüpf ihm die schwere Bürde,

Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;
 Er hat die Vögelein aufgestiftet
 Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
 Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.
 Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
 So hat's doch wohlgethan zur Stunde;
 Der gute Gefell nimmt's nicht so genau. —
 Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
 Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
 Jetzt naht dem Unglückseligen leise
 Der gute Gefell und schenkt erbarmend
 Ihm einen festen, gesunden Schlaf;
 Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
 Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
 Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
 Die hangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
 Allmählig der Seele zu entwenden,
 Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Geräth,
 Womit es spielen möchte, verriegelt.
 Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
 Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
 Wenn er mich freundlich wollte beschenken.

Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
Und immer feltner kam er und feltner.
Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih den Unthat,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Weges, wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.**Hippolyt.**

Schon sieben Jahre treibst du
Dies wunderliche Wandern
Von einem Ufersaume
Der Welt dahin zum ändern?
So lang aus diesem Schiffe
Trat nie dein schwerer Fuß,
Der lieben, trauten Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnähe getragen,
Wenn du die blauen Berge
Sahst in die Lüfte ragen,
So bist du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?
So rief kein laut'rer Herzschlag
In deiner Brust: hinaus!?

Und sahst du auf den öden,
 Den unwirthbaren Bogen,
 Wie plötzlich kam ein Vogel
 Vom Lande hergeflogen,
 Der bald zur Heimath wieder
 An dir vorüberglitt,
 Nahm der nicht deine Sehnsucht
 In seine Wälder mit?
 Wenn du in weiter Ferne
 Mit seegeschärften Sinnen
 Sahst aus den Fluten tauchen
 Die grünen Waldeszinnen,
 Und unwillkürlich spürend
 Den Landgeruch gespürt,
 Hat sich in deinem Herzen
 Die Waldluft nicht gerührt?

B o l e s l a w .

Ich habe sieben Jahre
 Mich auf der See getrieben,
 Wird' auf der See mich treiben
 Vielleicht noch einmal sieben.
 So lang mir nicht vom Ufer
 Entgegentönt die Kunde,

Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschau's
In thränenwerthen Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
So lange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken,
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.
Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh,
Und manchem Freundesherde
Rehr' ich den Rücken zu,
Und knicke todt im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr,
Und wende meine Blicke
Zurück in's freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden,
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;
Hier leb' ich mit den Brüdern
Erim'rungsvolle Stunden,

Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt.

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserhaide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen;
Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Dobeslaw.

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Wahlstatt
Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt,

Und mit verhaltne[m] Grolle
 Der Zeit des Sturmes harrt. —
 Der auf dem Dornenpfähle
 Thatloser Schmerzen ruht,
 Du wunderlicher Träumer,
 Wie wäre dir zu Muth,
 Wenn plötzlich über's Meer sich
 Zu dir herüberschwänge
 Ein Böglein aus der Heimath
 Und wach den Träumer fänge?
 Wenn es ein Lied dir fänge,
 Wie sie sich prüben schlagen,
 Und wie die Waffenbrüder
 Nach dir im Kampfe fragen?
 Du aber bist gebannet,
 Gefesselt ist dein Wille
 Und mit dem Schiff gewurzelt
 Hier in der Meeresstille!

Boleslaw.

Das Böglein wird nicht kommen,
 Und singen, wie sie schlagen,
 Und wie die Waffenbrüder

Nach-mir im Kampfe fragen;
 Doch käm' es, müßt' ich weinen,
 Daß ich daheim nicht wär',
 Und würde ungeduldig
 Mich stürzen in das Meer.
 Mein Geist, entfesselt, eilte
 Zur lang ersehnten Schlacht,
 Ein Leitstern meinen Brüdern
 In dichter Pulvernacht;
 Und wollt' ein Feind im Dunkel
 Entfliehn der Schlacht, der heißen,
 Würd' ich des Rauches Mantel
 Ihn von den Schultern reißen,
 Die Kugeln meiner Brüder
 Würd' ich im Fluge lenken,
 Daß sie sich tief und sicher
 In Feindesherzen senken.

Hippolyt.

Schon regen sich die Lüfte,
 Und Sturmeswolken ziehn;
 Vielleicht ist Polens Freiheit
 Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hilfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch.

(Nach einer Sage.)

In Schweden steht ein grauer Thurm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hauste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken;
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmerung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

Verrufen ist der Thurm im Land,
Daß Nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch in's Aug gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
In's Thurmgewölb der Reiter,
Er führt herein den Kappen mit,
Und scherzt zum Kößlein heiter:
„Gelt du, wir nehmen's lieber auf
„Mit Geistern als mit Wind und Trauf?“

Den Sattel und den nassen Zaum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde,
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft und wie er träumt
Zur mitternächt'gen Stunde,
Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt,
Hell ist die Thurmesrunde,
Die Wand wie angezündet glimmt;
Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Roß die Müstern reißt,
Es bleckt vor Angst die Zähne,
Der Rappe zitternd sieht den Geist
Und sträubt empor die Mähne;
Nun schaut den Geist der Reiter auch
Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
So klagend still, so schaurig,
Als weine stumm aus ihm die Welt,
So traurig, o wie traurig!
Der Wandrer schaut ihn unverwandt,
Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „D sage, was dich kränkt?
„Was dich so tief bewegt?“
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure sagen will:
Ruft er entsetzt: „Seh still! sey still!“ —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wanderer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Kappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ist's gethan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:
Die Herzen bänger schlagen,
Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh —
Der Kappe schlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerchein
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah;
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sey Jesus Christus!“ sprach sie mir;
„In Ewigkeit!“ so dankt' ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Käblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!“¹ so rief das Kind dem Thiere;
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimathlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

¹ Oesterreichische Mundart.

Der Stenrertanz.

Robert.

Laß, Freund, uns übernachten
 In jenem Jägerhause,
 Das uns entgegenklinget
 Mit Geigen und Gesängen.
 Heut ließ die Sonne sprühen
 Die sommerscharfen Pfeile,
 Es war ein heißes Wandern
 Auf steilen Bergespfeiden;
 Wir wollen uns erfrischen.
 Und sind des Leibes Mühen
 Am raschen Wanderstabe
 Belohnt mit wackerm Imbiß
 Und manchem Becher Weines,
 Erquicken wir die Seele
 Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
 Den Abgrund überspringend,

Die Felswand überkletternd,
 fand ich in seiner hohen
 Geheimnißvollen Heimath
 Manch schönes Alpenblümlein,
 So einsam, bis zur Stunde
 Bekannt nur von den Risten,
 Besucht nur von den Wolken,
 Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern;
 Vom Klippenast des Kalkes,
 Vom schwarzen Beet des Abgrunds
 Hab' ich gepflückt Gedanken,
 Niewelke Blumen Gottes,
 Die werden freudig duften
 Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten in's Haus)

Jäger.

Sehd schön begrüßt, ihr Herren,
 Glückselig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei milde Wandrer
 Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
 Nur ist's in meiner Hütte
 Ein wenig toll und voll,
 Wir haben heute Hochzeit;
 Ihr müßt euch schon begnügen,
 Ein Plätzchen wo zu nehmen,
 Das nicht die Lust besetzt hat,
 's wird freilich knapp genug sehn.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
 Den Tanz zu überschauen.
 Sieh dort den Jägerburschen,
 Den schlanken, schönen, flinken;
 Auf seinem grünen Hute
 Gemsbart und Hahnenfeder;
 Aus seinem festen Auge
 Blikt ihm ein Siegesstrahl;
 Die Gemse, die sein Blick faßt
 In ihrer Felsenheimath,
 Wird nicht mehr lange weiden
 Die frischen Alpenkräuter;

Die Dirne, die sein Blick faßt,
 Wird nicht mehr lange wandeln
 Auf ihrer grünen Alpe
 Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
 Im steyrischen Gebirge.
 Ich wollte, Freund, es schlügen
 Entschlüsse mir und Thaten
 So scharf getreu zusammen,
 Wie diesem wackern Jäger
 Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze,
 Und ist der feinste Tänzer
 Von diesen Burschen allen.
 Wie er die schöne Dirne
 So leicht und sanft und sicher
 Im frohen Kreise tummelt!
 Uns läßt das lust'ge Paar
 Hintanzeln vor den Augen,
 Harmonischer Bewegung,

Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger, und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen,
Leicht wechselnd, aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sich umzirken,
Kings um und um mit Liebe,
Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,

Sich durch die Arme schlüpfend,
 Und blicken sich dabei,
 Glückselig in die Augen,
 Als wollten sie sich sagen:
 So wollen wir verbunden,
 Uns in einander schmiegend,
 Hintanzen leicht und fröhlich
 Durch's wechselvolle Leben!

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
 Zu enge sind der Seele
 Die Ufer ihres Leibes,
 Und jubelnd überbrausen
 Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
 Im Freudenübermuthe
 Gibt er der Erde schallend
 Den Fußtritt der Verachtung;
 „Du kriegst nur unsre Asche!“
 Ruft ihr sein helles Jauchzen,
 Und flammend blickt sein Auge

Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!“
Die Blicke dieser Beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge,
Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig' und Zither spielen
Den lust'gen Stehertanz,
Den ersten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholend,

Nur wechselnd in der Tonart:
 Meinst du, der alte Geiger,
 Dem die Gestirne tanzen
 Zur starken Weltenfiedel,
 Wird unser Erdenleben,
 Wenn's einmal abgespielt ist,
 Noch einmal 'runterspielen,
 Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
 Wohl bin ich nur ein Ton
 Im schönen Liede Gottes;
 Doch wie das schöne Lied
 Wird nimmermehr verklingen,
 So wird der Ton im Liede
 Auch nimmer gehn verloren,
 Nicht brechen sich am Grabe:
 Und was im Erdenleben
 Mit ihm zusammenklang,
 Wird einst mit ihm erklingen
 Zu freudigen Accorden
 Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flecken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's veriraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern, dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt.

Zu öd und traurig selbst den Haidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Kabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
 Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
 Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
 Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
 Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
 Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
 Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
 Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
 Am Schlitten, trüb, wie schnellvergesne Träume,
 Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Kenner sind mit Eis behangen,
 Das flirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
 Der Kofse Rücken ist mit Reif umgittert:
 Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gefauert sitzt, gehüllt vom Bärenfragen,
 Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
 Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
 Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen,

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
 Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Kennern,
 Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
 Und auf der Haide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wanderer, meide
 Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
 So wird's vom Kofse dir vorangetragen
 Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Haide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
 Gib, Wanderer, acht, daß nicht auch deine Seele
 Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
 Wenn du einnickest; Wanderer, halt dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wildern;
 Hast du ein Lieb, denk an ihr süßes Lager;
 Wenn Haß dir wurmt, der scharfe Herzensnager,
 So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! seht, ein ganzes Rudel Tode!
 Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
 Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
 Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, Gottlob! die braven Hengste,
Die Kappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flüg geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwigen
Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Wojwod sitzen.

Da springt der Wirth, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:

„Darf ich, Herr Wojewod, euch nicht kredenzen
Wein, Brod und einen feinen Bratenschnitten?“

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:

„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Rother,
Der ist nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Todter,
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!“

„Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn todtgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihm die Treu zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

„Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zertauen!“

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel,
Fort über Brücken, Säume, Teich' und Bäche,
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Rutscher nach dem Todten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er gefessen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Haide;
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und raffelt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verbrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Ross gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Kappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mäh'n' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnpuz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stuz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

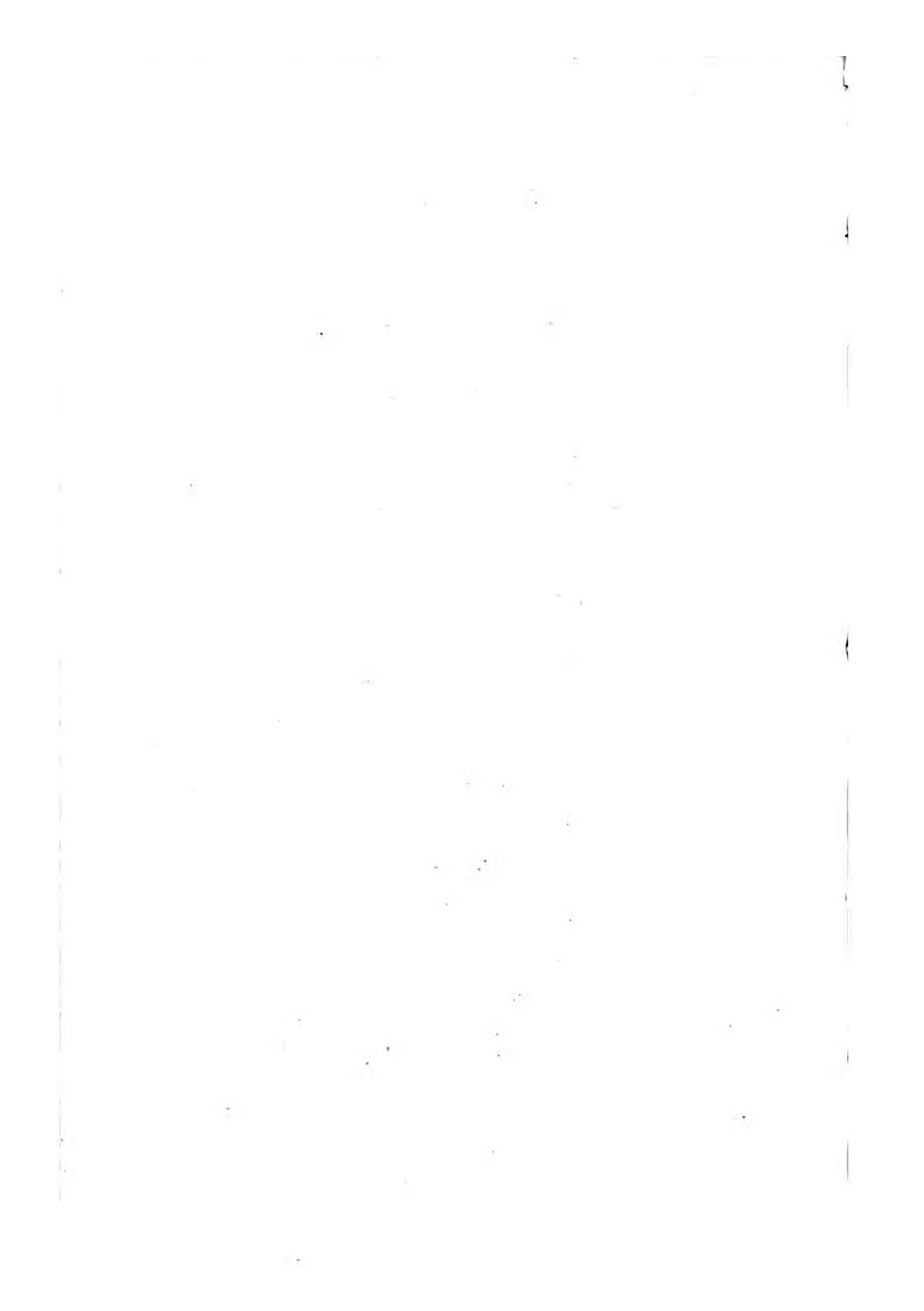
Schnell ist der Wolfenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Raum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

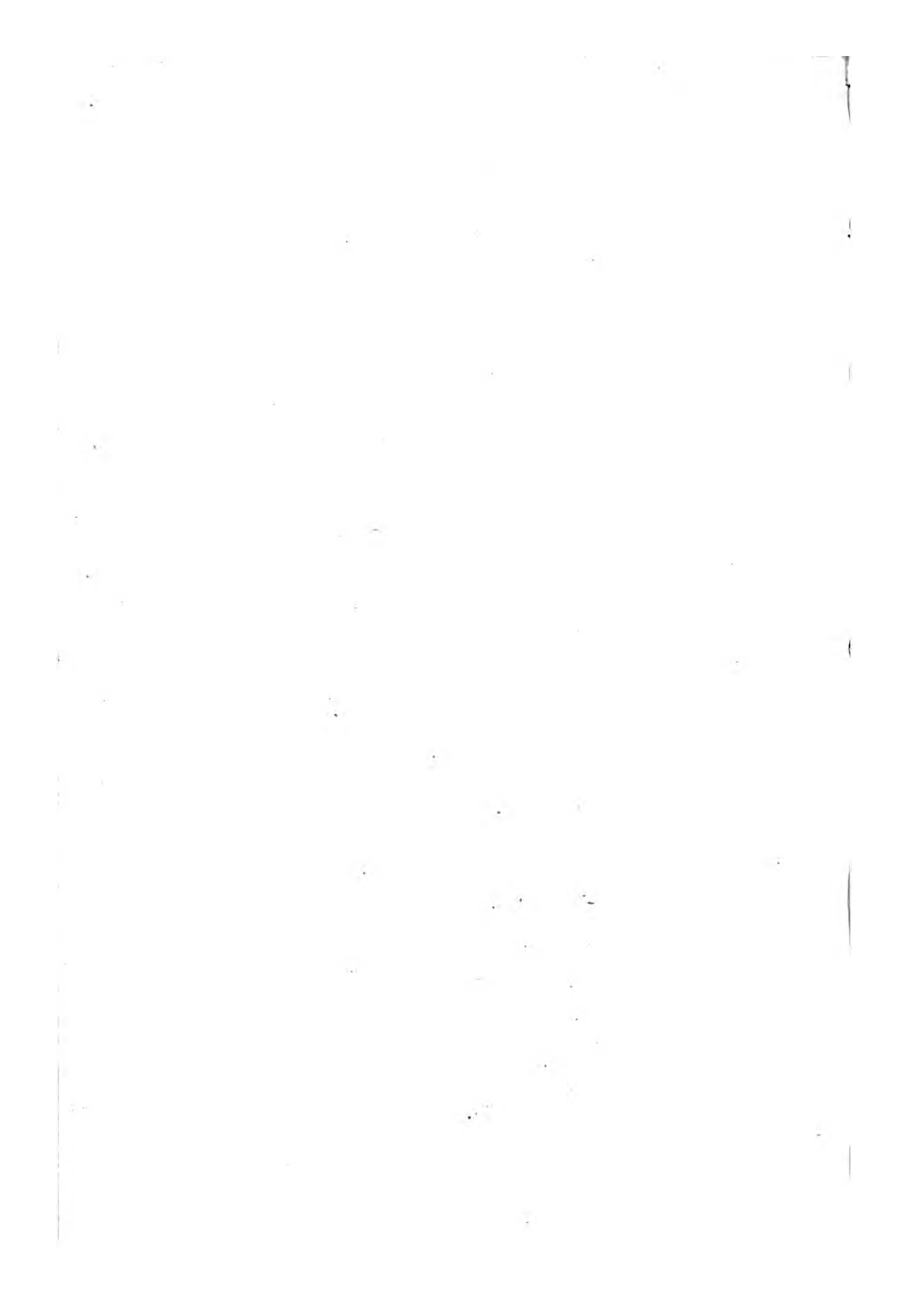
Am Wege dort ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten, finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu! Verschwunden ist der Geist
Von achtzehnhundert Neun.



Liebeslänge.



Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit Andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein feliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du liegest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?
„Dort vielleicht einst!“ sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Reger die Bande
Wildschraubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt.

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Elends thürmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralten bitteren Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gefellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere,
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere,
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer,
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Muth;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einemmal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Dual;

Als blinkte dein Lichtlein, so ferne,
In meine Finsterniß
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde um's Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entfagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde,
Ja! meine Freund' in Särgen, Reich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.



Der schwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz, wie unsre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel fangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Kings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen;
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberraun. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Todten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einsamkeit.

Wild verwachsne, dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Wunsch.

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerchein
Mit der Geliebten haufen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ' sie mein starker Arm;
Wie würd' ich sie dann drücken
An's Herz so fest und warm!

Weid der Sehnsucht.

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüthen,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug', o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Oceanes,
Nicht über den Sternen,
Und nicht im Lande
Der Phantasieen
Ist meine Heimath;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!

Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht:
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmliche Träume,
Von meinen Todten
Trauliche Grüße,
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das Alles find' ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich,
Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süßen Blicke.

Meine Furcht.

D stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
D reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!
D flammt, ihr Blizesgluten,
D rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuthen,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr auf's Herz mir zielel,
Euch acht' ich Kinder nur;
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott' ich Sturmesgrimme,
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;

Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
Und kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären so sicher
Und felig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlugen,

Doch höher schlige
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.
Du würdest zitternd
Mir blicken in's Auge,
Und würdest erblicken,
Was nimmer scheidert
In allen Stürmen,
Und würdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern
Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust.
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz

Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.
Wir sind allein,
Doch flüsterst du leise,
Um nicht zu stören
Das sünnende Meer.
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose;
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.
Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedeckt
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An den Wind.

Ich wandre fort in's ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ist's nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

I.

Diese Rose pflück' ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich in's Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein,
Und die Lenzgefänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Rose.

Dem holden Lenzgeschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Wasser
Aus tiefem Brunnen.

Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser;
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieser Blume Wasser,
Still meine Seele gießen!
Könnt' ich dann auch nicht sehen
Dich auferstehen.

An *

O wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
O spiele nicht mit meinem Herzen;
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimath nannte,
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimath sich entreißt,
Dem Himmel, mit verschwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weist.

Kommen und Scheiden.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich, wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand,
War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal,
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

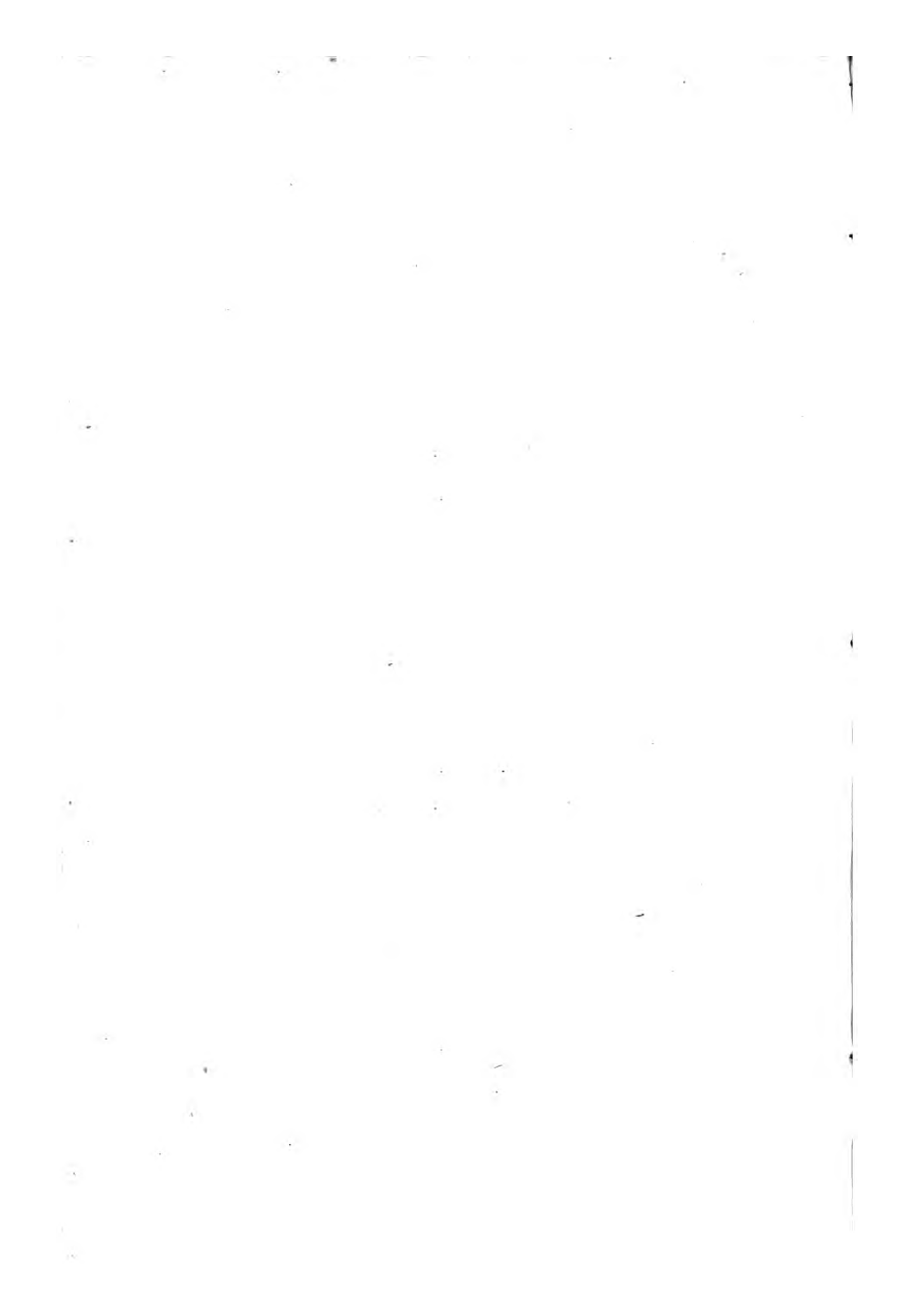
Und seh' ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde;
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnst' ich die Stelle nicht entdecken,
Die ungestört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Sonette.



Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher in's Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdenmacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sehn des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Plage,
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sey geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften,
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes monnereiches Dürften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Todten auserkoren
 Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
 Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
 Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
 Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
 Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
 Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
 Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
 Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
 Worin zu neuem Leben sie erwärmer;
 Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Nachhall.

Ein Wanderer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wanderer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Wiederhall in dunklen Chören,
Als wollten sie sein Kind zurückbeschwören,
Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wanderer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
Fahr wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch Einer nennt — bis Alle schweigen.

Die Asketen.

D spottet nicht der traurigen Asketen,
Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
Die flüchtigen, nur allzusehnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlorenen Paradieses Tagen,
Hat eine Schaar von Herzen stets geschlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schüchternes Gefühl: „wir sind gefallen!“
Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, fest darnach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blüthenduft zu tragen, und es schweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumessfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, schimmern in den Zweigen,
Und süßer Träume ungestörtem Reigen
Ergibt sich meine Seele, schweigenstrunken.

Horch! überraschend faust es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Haide,
 Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
 So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
 Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
 In Eins gefallen sind die nebelgrauen,
 Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
 Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
 Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
 Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
 Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
 Und eine Wehmuth fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellst, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken, in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeschwören;
Es lächelt süß, als lauscht' es Engelchören,
Den Mund umsäufelt himmlisches Vergnügen.

O schweige, Welt, mit deinen lauten Flügen,
Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!
Laß mich das Kind im Traume sprechen hören,
Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz gesegnet,
Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Haide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz besangen,
 Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn,
 Und in die Grabesnacht hinuntersehn
 Mit trüben Augen, todesshohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
 Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
 Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
 Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
 Zusammenfließt in unsre letzte Thräne
 Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
 Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
 In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit.

I.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Haide,
Die Wunden schänden Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergescheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Böglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Haide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt,
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

II.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
 Der Stein ist todt, du wirfst beim kalten, derben,
 Umsonst um eine Trosteskunde werben,
 So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblassen,
 Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
 Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
 In der Geschöpfe langen, dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
 Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
 Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen,

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
 Der Zugwind in den Gassen kalt; und du? —
 Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ.

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
 Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
 Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
 Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
 Ruf' ich's nicht an und will es nicht befragen,
 Weil Blick und Muth ich in die Zukunft richte;
 Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensemann den Leib hinstreckt,
 Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
 Das jene Schuldgeschichte dir verdeckt.

Rehr' muthig um zu den verlassen Bühnen,
 Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
 Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen.“

Bermischte Gedichte.

Bueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entflangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfalich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
Zu deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Brunnen
Der göttlichen Gedanken sinken;
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel thaut in finstern Hainen
 Zum Lied der Nachtigallen nieder,
 Und deine Augen sah ich weinen
 Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
 Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
 Ist's, ob ich deine Seele leise
 Die Luft der Tugend athmen sehe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
 Und alle Freuden, die es sprengen,
 Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
 Mit allen Blüthen und Gefängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
 Mit Liedern, die mein Herz entführten,
 Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
 Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
 Mich manchmal auch am Wege blicken,
 So will ich mit der schönen Blume
 Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
 So tief erschütternd, unendlich traurig.
 Ich möchte gerne mir sagen:
 Daß ich ja fest geschlafen hab',
 Daß ich ja nicht geträumet hab';
 Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
 Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
 Ich finde mein Tuch durchnäßt am Rissen,
 Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
 Hab' ich's im Traume hervorgerissen
 Und mir getrocknet das Gesicht?
 Ich weiß es nicht.
 Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
 Sie waren da zum nächtlichen Feste.
 Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
 Sie führten darin ein wüstes Leben.

Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
In diesen Thränen find' ich die Spuren,
Wie sie mir Alles zusammengerüttet,
Und über den Tisch den Wein geschüttet.

Einem Greis.

Das Haar schneeweiß,
Die Wangen so hohl,
Bald, bald Lebwohl;
Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stoßt
Schon in's Meer, zum Land
Streckst du die Hand
Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und bist schon so alt:
„D daß man sterben muß!“

Zieh ein die Hand!
Den Blick hinaus
In's Meer! nach Haus!
Denk an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer;
Wenn du rückverlangst,
Und überhangst,
So sinkst du hinab in's Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
 Vom tiefen Lebensgrunde
 Als winz'gen Zettel
 In eine Nuß gethan,
 Und warf den Bettel
 In den Ocean.
 Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
 Hat wohl am kleinen Wunderschrein
 Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
 Sucht! Sucht! —
 Die Wahrheit schrieb die Kunde
 Vom tiefen Lebensgrunde
 Wohl einem Böglein auf den Kopf,
 Unter'n Schopf,
 Auf des Hirnes glatte Schale;
 Das Böglein flog in alle Welt,
 Ihm ward durch Berg' und Thale
 Bis jetzt vergeblich nachgestellt.

Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch
Zu seinem Sitze auserkieset,
Und, frohgelaut, bei Frühlingswettern
Von seinen schopfgeborgnen Lettern
Euch singend was herunterliest!
Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
Sucht! Sucht!

Crucifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
Jesus, deine liebende Geberde!

Scheu.

Unglück hat sein Herz gespalten,
Läßt den stillen Mann allein;
Wie sich nicht genächt die Alten
Einem blitzgetroffenen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelhsion¹ dieses Herz.

¹ Ort, wo der Blitz eingeschlagen hat.

Heimathklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebenswohl süß schmerzlich nachgeklungen,
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gib Acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh'!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süße Poesie;
Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimathmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er geneset von seiner Sehnsucht nie.

Buflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Pindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Keh — und weine!

Beiger.

Meiner Schwester liebe Sprossen,
Da, wie seyd ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch schied das letztemal!
Da ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wäthnet.
Kinderwuchs und Abend Schatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühlveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise.

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundschaft mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einsam geführt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnißglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Flieht in den Wald, und Blüthenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüthen zittern leise
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnerung ew'gem Strahl,
Wie einst in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letztenmal!

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermuth überzieht,
Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du in's Clavier versunken,
So träumerisch, so ernst und mild,
Und wie dem Piede, himmelstrunken,
Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist umranket,
Den sie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entlauscht,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verflungen,
 Wo nach Adagio's wildem Schrei
 Der heiße Schmerz sich matt gerungen
 Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Jüngling an der Bahre
 Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
 Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
 Und starrend in ihr todt Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
 Und halten dich bei uns zurück,
 Kalt knickte alle Liebesketten
 Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
 Die frommgetäuschte, gute Frau
 Im letzten Wahn, du sollst gefunden,
 Noch einen Becher Maienthan.

Aufblüht die Haideblume wieder,
 Die schon dem Tode nickte zu,
 Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
 Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfasst die Klage,
 Die mich dem Waldesgrund entreißt,
 Mir flieht das Bild vergangner Tage,
 An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
 Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
 Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
 Dein Herzensfreund, der Frühling ein.

Das bange Scherzo hör' ich klingen
 Um dich, so starr und still du auch,
 Mit deines Haares dunkeln Ringen
 Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
 Auf immer deine Lichtgestalt
 Aus unserm Angesicht verstoßen;
 Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen;
 O schwiege doch der Freunde Trost!
 Für eine Mutter gibt es keinen,
 Ein Dolch in's Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes fühle Kinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit feinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Nar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamant'ne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Rauz und Wind, scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;

Daß Wolkenflachtmusik die lauten Winde kuchen,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Wiederhallen.

Einsame Klagen find's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja um's Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen.

Trotz allem Freundeswort, und Mitgeföhlsgewerben,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfuhl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tieferer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An die Verstockten.

Thorenangst und Narrenzittern,
 Auspariren hin und her,
 Macht den Binsenschaft zum Speer,
 Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

Wenn ein muntreer Spatz am Dache
 Lärmet über eurem Haus,
 Springet ihr zum Fenster aus,
 Ob der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
 Von Leuchtkäfern eine Schaar,
 Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
 Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
 Die da pfeift ein loser Wicht,
 Wandeln euch die Schafe nicht
 Um zu scheuen Antilopen;

Ober gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang,
Trotz dem kecken Sang und Klang,
Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor Einem zittert, Thoren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er seine Flammen schürt,
Wahrt euch, sonst seyd ihr verloren!

Hört ihr's im Gebälke knarren,
Baut ein neues Haus geschwind,
Eh' mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken
Funken, die der Witz gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in todte Aschenflocken;

Aber nicht wollt ihr erschrecken,
Wenn es blitzt im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, kettentwund,
Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt;
Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Nings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Böglein baut sein Lager,
So grünt das Tannenreis,
Und grünt, wenn's Wild sich, hager,
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh ich schwinden
Im Froste, lebensfatt,
Wie sie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht:

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn keine Heerde treibt der laute Tag
In unsern grünen Gedankenhag,
Die schönsten Blüthen werden abgefressen,
Bertreten oft im Reime und vergessen.
Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
In's Zauberboot, das heimlich stößt vom Strand,
Und lenkt das Boot im weiten Ocean
Der Traum herum, ein trunkener Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Dolch in's Herz zu senken. —

Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimste Buchten,
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilft's? wir wachen auf — entschwunden
Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden.
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Wittwe.

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine,
Und blicke durch das nasse Gitter
Der Blätter auf zum Sternenscheine.

Die sturmesmüden Bäume schweigen;
Nur manchmal rauschen Windeshauten,
Wie eine Mahnung in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich, nach den Schmerzgewittern,
Dich müd versenkt im stillen Grame;
Doch sah ich deine Thränen zittern,
Wenn dir erklang sein theurer Name.

Der Frühling kam, vor seinem Strahle
Suchst du des Schmerzes traute Schatten,
Und führest nach dem fernen Thale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

Du wanderst mit den Vaterlosen,
Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Rosen
Gestreut zum treuen Angedenken.

O bring zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß, und sage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Thränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von seiner Jugend sprechen,
Und möchte seine Kinder küssen.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eis'gen Todes nie gelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Dase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
Und singend kamen Vögel, hinzuflüchten
In ein Asyl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeinde;
Sie führten ihre treue warme Quelle,
Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wies' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne. —

Zur Wehmuth führen gerne solche Kunden
Auf des entflohenen Glückes dunklen Fährten;
Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
Sind Quell' und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
Ob äufres Leben auch im Frost zerstücke,
Im Innern die Dase schlägt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündniß guter Herzen,
Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrannt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühen und Frühlingslieder scherzen. —

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle,
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Ja, ja, ihr lauten Raben,
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder an's Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und friere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere,
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüthen prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzulagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Nest ich geizen,
Und mit dem Reistg froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmuth dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt,
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zittert schon im Thale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer,
Umspürend, flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vor's Gemehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;
Wir bringen nichts nach Hause,
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschießen
Mißmuthig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schlucht.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund'.

Das ist ein schlechter Jäger,
Der sich das Wild verstört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich, oder todt,
So wird ein Andern schießen,
Dem's Waidmannsheil sich bot.

Lied eines Schmiedes.

Fein Kößlein, ich
Beschlage dich,
Seh frisch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn,
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Kößlein, ich
Beschlagen dich,
Seh frisch und fromm,
Und wieder komm!

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht,
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdest Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Musst du wieder sehn verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
In den Bahren könnten wir
Nur mit Gratien Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Mein Kürkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
Voll duftender Markose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Von beiden schöner welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutentelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal
Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolfenzug
Die Stirne mir umspinnen,
Umfreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Thal des Lethe.

Drum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Markose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose!

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
 In meiner öden Stube,
 Hier tönt's nicht: „guten Morgen!“ lind,
 Hier tobt kein muntreer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht
 Mit schmeichelndem Gewedel;
 Der Rauch nur ist mein Kamerad,
 Und dort der Todtenschädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht;
 Des Hirnes leerer Tiegel
 Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
 Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
 Den Freund auf die Commode,
 Vor allzuheißen Wunsch verschauzt
 Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Kad an Kad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was thut es auch,
Daß Weib und Kind dir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich igt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnigt,
Als Pan ihn hielt am Munde,

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
War's dumm, war's ein gescheides,
Es wird nicht wieder aufgefrischt,
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Rüste blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten,
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entrathen.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt,
Weib-, kinderlos verscharren,
Ich zünde meinen Ruaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Thränen waschen
Die rothe Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst, der Schminke baar,
Des Lebens welke Wange,
O Schmerz; wie bist du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Gast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüth' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Setzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied,
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken.

Der Finkler ist ein Schlauer;
 Wann dürr die Blätter sinken,
 Dann sperrt er in den Bauer
 Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
 Daß er zu finden lerne
 Das Wasser im Geschirre,
 Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
 In seinen Sprossenwänden
 Bescheid in jedem Winkelin,
 Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
 Brennt nun dem armen Tropfe
 Mit glutgehittem Drahte
 Die Auglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Wize
Von solchem schänden Werke?
Ei, daß im Kerker sitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Bogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Lust und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
Im traurigen Verstecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Küstlein wecke.

Und sollte seine Seele,
Die doch den Frühling spüret,
Sich wagen auf die Rehle,
Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er spritzt dem kecken Sänger
Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will selbst der Kasse singen,
So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
Und seinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbst vertagen,
Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen,
Und seine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte schlürfen,
Und sich im Frühling wähen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preisen
Die freudenwelke Erde
In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
Und seine Frühlingslüge,
Verwirrt und süß erschrocken,
Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergehen,
Fallen sie ein und fangen
Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Lenz, nun fisset
Der Fink in seiner Steige,
Der Bogler rupft und sprizet,
Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Ost und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unsre Wälder mordten.

In den zerstörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch schon den Finken schlagen:
„Wie schön ist Gottes Erde!“

Doch wird's dann wieder heller
Nach trüben Winternissen,
Wenn einst dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft;
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Todtengräber sammt der Gruft.

Dort dringt der-Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler in's Gemach,
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,

Und huscht, geschloff'ner Augenlieder,
Hin, her, des Daches steilsten Bug,
Als hielte geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
Denn all die Seinen ruhn im Grab;
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren,
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er fein feines Silbernetz,
Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
Zu stehlen sich ein Spielgesind,
In seine Wüste zu entrücken
Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht;
Er will mit schwärmerischem Rosen
Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
 Log mir der Mondenschein so lang,
 Ich sey auf Erden nur verwiesen,
 Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
 Nicht wachend, nicht in Schlafesruh,
 Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
 Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
 Zum stillen blassen Mond empor,
 Daß nicht ein wunderliches Grauen
 Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
 Frohlockt so hell des Mondes Licht,
 Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
 Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
 Und an Ruinen Dornesträuch;
 Doch vor des Mondes schlimmer Helle
 Bewahrt das Brautbett, rath' ich euch.

Laßt ihr den Mond in's Brautbett scheinen,
 Ist euer künftig Kind bedroht,
 Denn viele Stunden wird es weinen,
 Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
 Umhüllen sie das Haupt genau,
 Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
 So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
 Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
 Sticht eine ewig stumme Wunde,
 Trifft mittendurch in's Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
 Die man nicht gern genauer nennt,
 Weil ihnen sonst die dürren Leiber
 Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Aerzten, Philosophen,
 Ein volkverwirrendes Komplott
 Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
 Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mond bestrahlten Haiden,
 Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
 Woraus zu manchen Zauberleiden
 Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
 Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
 Geschossen oder ausgeweidet,
 Verweist so frühe noch einmal.

Und eine Tann', im Wald geschlagen
 Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
 Als Mastbaum in das Meer getragen,
 Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steyrerfelsen
 Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
 Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
 Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
 Die Spinnerin am Rad umspinnt
 Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
 Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, in's Zimmer glözend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trozend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste fang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie sie, abreisend, ihn eilig gelassen,
Wie Alles man durcheinanderstreut,
Wenn vor der Thür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagenes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht' ich den Speisereft,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hatt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog.¹

Der Winter stand ein eiserner Tyrann,
 Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
 Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte;
 Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
 Als frostbedeckt die Berg' und Thale ruhten,
 Gefellig drängte doch das Menschenleben
 In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
 Lief Freudenfeste über'm Tode schweben.
 Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
 Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
 Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
 Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
 Und über's blanke Feld des Eises glitten
 Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
 So war es jüngst noch im Magharenlande,
 Am fegenüberhäufsten Donaustrande.
 Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
 Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?

¹ Gesprochen in einem Concerte zu Unterstützung der in Ungarn durch Ueberschwemmung Verunglückten.

Wer hörte damals in den Schlittenschellen
Prophetisch grause Todtenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanzende Paläste.
Die Jubeltage waren bald verflogen,
Die Freude senkte die erregten Wogen,
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren, süß bekommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.
O Frühling, alle Herzen harrten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
Sturmläuten, Jammerruf und Hilfescreien,
Und Flutendonner, schlagend an die Wände;
Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
Und deine Blumen sind gerungne Hände,
Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,

Er trug ihr Bild, gefaßt in Strahlenflimmer;
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Urpötzlich ward vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offenen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen,
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe:
Waldstämme, Dächer und zerriss'ne Mühlen
Ließ er heran zu ihren Füßen spülen,
Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
Die nun die Flut aus ihren Gräbsten drängte.
Die Welle, die vordem so mild und zahm
Als treue Magd in's Haus des Menschen kam,
Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,
Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
Sie steigen immer höher an die Wände,
Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.

Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
 So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
 Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
 Wenn über's Meer der Süden sich entboten:
 Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
 Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
 Sie flüchten in die Heimath über's Meer,
 Von wannen aber keine Wiederkehr.
 Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —
 Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
 Im Element verschwunden ohne Spur
 Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
 Als träumte wieder einmal die Natur
 In ihre wilde Jugend sich zurück.
 Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
 Als hätte dürres Laub der Sturm verfeget;
 Die alten Steppen werden aufgefrischt,
 Wo eines edlen Volkes Freude stand,
 Als eine leere Tafel blieb das Land,
 Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
 Und weinend wandeln auf der wüsten Haide,
 Dem stillen Grab von so viel Glück und Peide,
 Das Elend und der Kummer; eng verschlungen,
 Und spät verblutende Erinnerungen.

Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
 Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh gethan;
 Wir lernen unsern kummervollen Bahn
 An dem fürchtbar gediegnen Unglück messen.
 O haltet euer Herz an die gefettet,
 Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
 O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
 Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
 Das ist ein böser Frühling für die Armen,
 Und unerseßlich ist, was er genommen;
 Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
 Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
 Die milden Gaben, eure Liebesboten,
 Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
 Und nicht erwecken können sie die Todten;
 Doch können sie den großen Schmerz bereben,
 Daß er sich allgemach zur Wehmuth mildre,
 Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
 Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
 Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüthe;
 Der Herzenshauch von euch wird sie erquickten;
 Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An eine Freundin.

Dichterherzen können segnen
Wen sie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen
Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg vernahm,
Als ich einst, vor Wettergüssen
Flüchtend, in ein Hüttlein kam:

In den tiefsten Einsamkeiten,
Zwischen Felsen, ruht ein See;
Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
Kam den Menschen in die Näh'.

Kam in's Dorf, erschien beim Feste,
Brachte Segen in das Haus,
Und es blickten Wirth und Gäste
Oft gar sehnlich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen,
Trug ein dunkles Mönchsgewand!
Und der Mann mit ernstestn Mienen
Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nichte, und verlor sich sacht
In den See, zum stillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
Wenn er kam, und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh; bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Ueberraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühr
Sprach ihm Eines was zu leid;
Traurig schwieg er, und zur Thüre
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sah'n vom Ufer nieder,
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

Thränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
Als eine weinende Aja,
Einschläf're ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen thauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gekommen in mein Thal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das letztemal.

Noch steh'n die Bäume dürr und baar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschaar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir,
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher,
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut schon, daß sie über's Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüth!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen,
Und das ganze Paradies
Deiner Blüthe dir genommen,
Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Wellens Tagen
Nicht den frohen Muth mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt;

O dann zaubert dein Gemüthe,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüthe,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See.

Die Taunnenberge rings den tiefen See umklammern,
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebwohl, ein düst'rer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerriss'ne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durch's Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
In's Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Thor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen!

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingefenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Kappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jedlichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Rauschen
Den reichen Ueberfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höh'n die Strahlen dort verkehren,
Und sich in stiller Glut im letzten Fuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtfranken,
Der frische Seelenthau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund sich auf den Todesflecken,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der krystillnen Vase,
Fiel ein schönes Loos im Sterben auch!

Eure holden Neuglein blicken trüber,
In den bleichen Todeschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
Während eure Blätter sich entfärben,
Während eure schönen Blüthen sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!

Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbehauche,
Küss' die Seele auf "in deinen Blick!"

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

Hußarenlieder.

I.

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzlichster Schatz:
Sie winkt, mit einem Satz
Ist er da, trara!

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein Wein; flink! flink!
Säbel blink! Säbel trink!
Trink' Blut! trara!

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?

Sein herzlichster Klang,
Sein Leibgesang,
Schlafgesang, trara!

II.

Der leidige Frieden
Hat lang gewährt,
Wir waren geschieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
Im Keller den Wein,
Hingst du verrostet
An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
Probirt' ich den Wein,
Indessen dorrt
Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klängen
Den blanken Schliff,
Ich lasse dich singen
Den Todespfiff.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauscht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
Mein durstiges Erz,
Betrinke dich, koste.
Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
Das rothe Blut,
Ist mir eingeroftet
Der Hals vor Blut.

III.

Den grünen Zeigern,
 Den rothen Wangen,
 Den lustigen Geigern
 Bin ich nachgegangen
 Von Schenk' zu Schenk',
 So lang ich denk'.

Am Tschako jetzt trag' ich
 Die grünen Aeste,
 Rothe Wangen, die schlag' ich,
 Den Feinden auf's Beste,
 Kanonengebrumm
 Musicirt herum.

IV.

Da liegt der Feinde gestreckte Schaar,
 Sie liegt in ihrem blutrothen Blut;
 Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
 Der flinke Huszar!

Da liegen sie, ha! so bleich und roth,
Es zittern und wanken noch husch! husch!
Ihre Seelen auf seinem Federbusch,
Da liegen sie todt.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
Und weiter springt sein lustiges Pferd
Mit rothem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
 Bist du so gehässig und regennässig,
 Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
 Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Fieder,
 Hängen vom Leibe dir die Fexen nieder,
 Taumelst gleich einem versoffenen, zitternden Lumpen
 Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
 Alle Bäche heraus, und plump zertreten
 Hast du die reisende Saat den armen Bauern;
 Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich thichtige Winde brausten,
 Und dich rasch von dannen peitschten und zäusten!
 Aber du wirfst von Stunde zu Stunde noch frecher,
 Klümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Hast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
 Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
 Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
 Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
 Kamen zu baden, und das Gebirg zu schauen;
 Baden können sie g'nug, doch den Hals nie strecken
 Aus dem Thale, dem riesigen Badebecken:

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
 Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
 Doch nebst dir und deinem Wolfengewimmel
 Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
 Und es irrt der Wind verlassen,
 Weil kein Laub zu finden mehr,
 Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
 Von der kühlen, lebenslüden,
 Freudig ruft er's, daß die Spur
 Er gefunden nach dem Süden.



Mitten durch den Herbstesfrost
 Schickt der Lenz aus fernen Landen
 Dem Zugvogel seinen Trost,
 Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel sehn,
 Wenn ihm durch das Nebeldüster
 Zückt in's Herz der warme Schein,
 Und das ferne Waldgeflüster!

Hoch im Fluge über's Meer
 Stärket ihn der Duft der Auen;
 O wie süß empfindet er
 Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln thaut;
 Dürr der Wald; — ich duld' es gerne,
 Seit gegeben seinen Laut
 Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
 Durch die Stoppeln hingeschritten,
 Aller Sensen auch gedacht,
 Die in's Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
 Andres Weß bedauern müssen,
 Als das Laub, vom Windeshauch
 Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
 Blick' ich nach den Freudengrüften,
 Denn das Herz im Busen scholl,
 Wie der Vogel in den Lüften;

Ja, das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durch's Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Dies leichte, offne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr;
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der todten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Vügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf in's Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bitterer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinen schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh,
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung.

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief athmend tranken wir die Blumenfeelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendroth die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden,
Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitze war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Gutenberg.

„Schon weht es kühler auf Erden:
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr Letztes wagen
Die Hölle, und werden erschlagen;
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sey beschieden.“

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes.

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Thau von Thränen sinket,
In die Stille nieder
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen,
Kannst du wiederbringen;
Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen;
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe G. Mischke's.

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seyd,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühlings Grüße zu empfangen!
Weil der Todte nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seyd,
Die dem Todten hätten kommen sollen?
Die, gehüllt in euer liches Kleid,
Doch auf seinem Grabe blühen wollen?

II.

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In stiller Nacht den Wein,
Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken,
Und könnt' auf solchem Ritt
Das volle Glas verschwanke.

Der Kerzen heller Brand
Kommt besser mir zu statten,
Da kann ich an der Wand
Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
Du wesenloser Becher!
Auf, schwinge, mein Kumpan,
Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
In deinem Glase schweben,
Schmeckt besser mir der Wein
Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
Die Luft des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten sich im Hades.

III.

Schatten, du mein Sohn,
Hast dich nicht verändert,
Warst vor Jahren schon
Eben so gerändert.

Was auf Stirn' und Wang'
Zeit mir eingehauen:
Jugenduntergang
Läßest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
Spät im Herbst ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen

Nicht mit seinem Grat
Gibt der Berg zu wissen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerrissen.“

„Meine Heerde schied
Mit den Glockenklängen,
Still das Alpenlied
Auf den Wiesenhängen.“

Hohen Angesichts
Blickt der Berg in's Ferne,
Nahm der Herbst doch nichts
Seinem Felsenferne.

Froh in's ferne Land
Will wie er ich blicken;
Und mein fester Stand
Trotz den Geschicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Hebe, theures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Picht
Andres Blut einst fließen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergießen.

IV.

Redlich, Schatten, kannst du heben
Den Pokal, mich lassen leben!
Wenn sie meinen Leib bestatten,
Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte Keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen seyn die Treue,
Lassen tiefempfundne Mähren
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sey mir gepriesen!
Hast mir Liebes oft erwiesen;
Will zu stolz das Herz mir glänzen,
Zeigst du still mir meine Gränzen.

Frühling.

Die warme Luft, der Sonnenstrahl
 Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
 O Gott! wie deine Schritte tönen!
 In tiefer Luft die Wälder stöhnen;
 Die hochgeschwellten Bäche fallen
 Durch Blumen hin mit trunknem Fallen;
 Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
 Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
 Und drüber goldner Wolken Flug:
 Die Liebe ist in vollem Zug.
 An jeder Stelle möcht' ich liegen;
 Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
 Ich möchte fort und möchte bleiben,
 Es fesselt mich und will mich treiben.
 O Lenz, du holder Widerspruch:
 Ersehnte Ruh und Friedensbruch,
 So heimathlich und ruhebringend,
 So fremd, in alle Ferne dringend.

Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erscheint dem Herzen wunderbar,
Ein stehengebliebner Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz;
Und wieder im Vorübersprung
Ein Himmel auf der Wanderung;
Ein irrer Geist, der weisend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauschend auf mich niederbrach;
O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig bist du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seyd
Meinem Herzen ihr in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
Eine Kluft ist's, einsam, tief und wild,
Durch den Abgrund ist ein Quell gestossen.

Wie die Brust Maria's schwertdurchbohrt
Ist zu schau'n in christlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort,
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
Hangt hinab zur tiefgerissnen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
 In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
 Und aufhorchend ist des Menschen Herz
 Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
 Hat der Kummer seinen Groll verloren;
 Rauschend hat mich's an der Klust gemahnt:
 Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Theil,
 Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen!
 Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
 Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
 Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
 Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
 All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
 Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
 Heimweh jede große Menschenthät,
 Und die Wunder himmlischen Entfagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Raft,
 Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen,
 Kräuterbüfte fächelten den Gast,
 Eisgeharnischt ragten eure Kiesen.

Verche sang ihr lustverwirrtes Lied,
 Schweigend strich der Adler durch's Gesteine,
 Und die Gipfel, als die Sonne schied,
 Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Heerde irrt' am Wiesenhang,
 Rüche weidend pflückten ihre Beute,
 Und die Glock' an ihrem Halse klang
 Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Raum vernehmbar kam der müde Schall
 Jener Klust herüber mit den Winden;
 Wo so hoher Frieden überall,
 Rieß die Ruh in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
 Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen;
 Alpen! Alpen! unvergeßlich seyd
 Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Die Poesie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poesie
 Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
 Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
 Der Selbstversunkenen zu: „Was suchst du hie?
 Laß doch die Blumen blühen, die Bäume rauschen,
 Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
 Denn mannhaft wehrhaft sind nunmehr die Tage,
 Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
 Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte;
 Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
 Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
 Heb' dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
 Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdampfen,
 Erwach' aus Träumen, werde social,
 Weih dich dem Thatendrange zum Gemahl;
 Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!“
 Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:

„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief in's Aug die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sicherer blüht es mir in's Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wuthverzogen.
Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von euch mich dingen!“
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Rationalist und der Poet.

„Freund, sitzest hier auf weichem Moose,
 In's Geruchzeug duftet dir die Rose,
 Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
 Und da drüben lärmen Nachtigallen.
 Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
 Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
 Sägest du auf einem harten Stumpfe,
 Rame dir der Duft von einem Sumpfe,
 Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
 Wärst du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
 Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
 Kühl und rau, was deine Muse sänge.
 Wäre dort die Wolke losgebrochen,
 Hättest du dich ohne Lied verkrochen.
 Hundert Dinge stören dir 's Gehege,
 Weisen deiner Phantasie die Wege,
 Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
 All dein Dichtertreiben find' ich nichtig.“

Also spricht der Rationaliste,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste,
Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
Dichter spricht: wenn Vögel, Blumen, Winde,
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umfrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Säng' ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.
Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
Aus der Welt die Poesie zu merzen.

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen;
Den tiefen aber sollt ihr selbst durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern
Wie Thoneisenklapperstein,
Mag das Wort gemeistert seyn,
Ist es doch nur dürres Plappern.

Irrthum.

Was Ihr Bild nennt unverständlich,
Ist nur Gleichniß, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Kinglein Salomonis,
Das die Diven zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er übernacht dir sterben;
Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornentwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Ueberraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton,
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpfet und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: Freund! bleib im Land,
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabeland
Ein Narr nur weiter sich.

O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber spricht:

Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

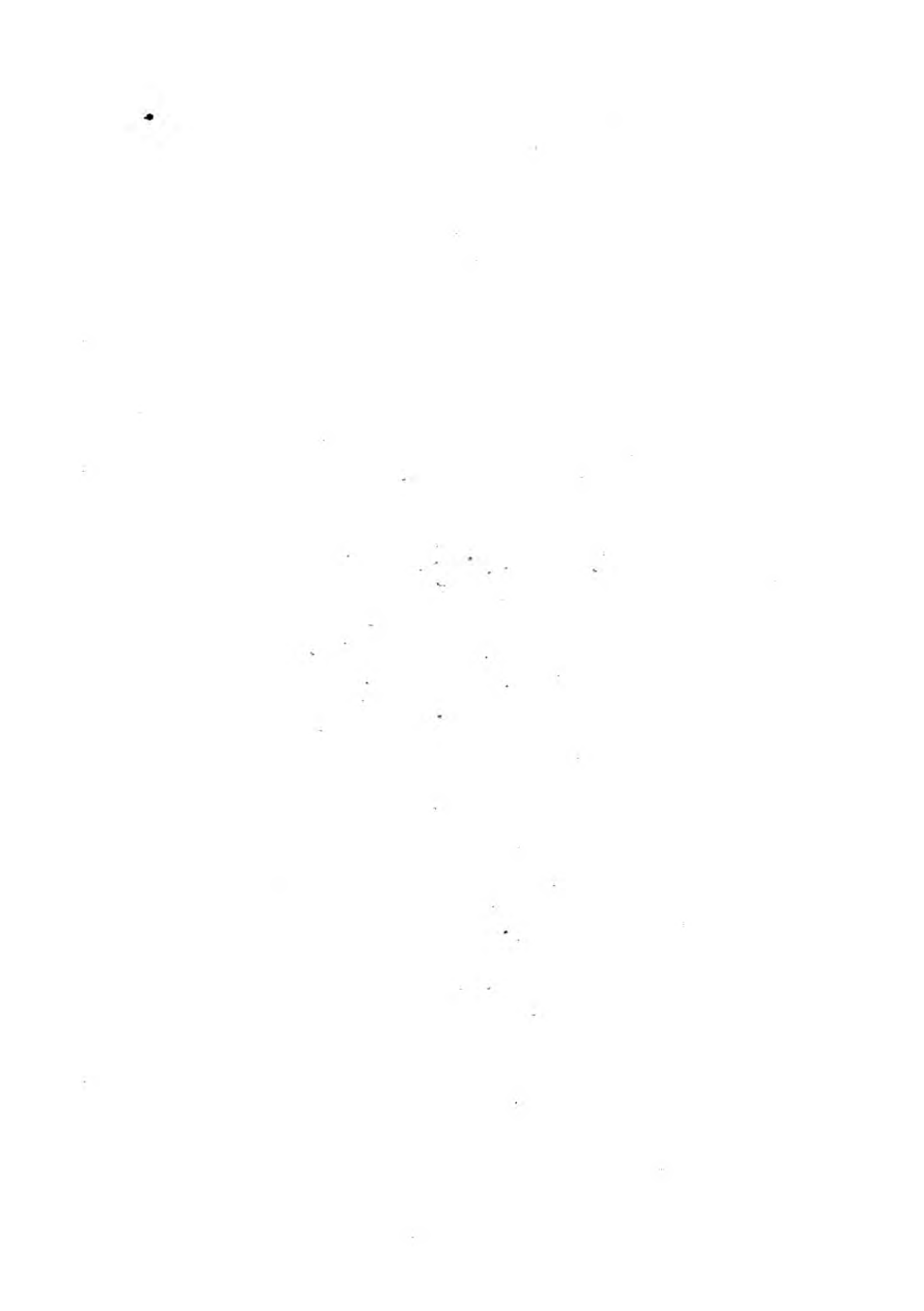
Du picke immer zu,
Und bleib auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ocean
Auch noch ein Ufer sey.



Bermischte Gedichte.

Neue Folge.



Einem Gemüthskranken.

Seitdem du mit den höchsten Mächten
Begannst zu hadern und zu rechten,
Kann dir der kleinste, stillste Wurm
Im Herzen wecken einen Sturm,
Wie einst in jenen Frühlingstagen,
Die dir kein Gott zurück mehr rüft,
Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
Dir oft gebracht ein feliges Behagen.

An einem Grabe.

Küh! herbstlicher Abend, es weht der Wind,
 Am Grabe der Mutter weint das Kind,
 Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
 Den Prediger, der so rührend spricht.
 Er gedenkt, wie fromm die Todte war,
 Wie freundlich und liebevoll immerdar,
 Und wie sie das Kind so treu und wach
 Stets hielt am Herzen; wie schwer dieß brach.
 Daß grausam es ist, in solcher Stund
 Die Todten zu loben, ist ihm nicht kund,
 Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
 Wie er im Herzen des Kindes wühlt.
 Es regnet, immer dichter, herab,
 Als weinte der Himmel mit, auf's Grab,
 Doch stört es nicht den Leichensermon,
 Auch schleicht kein Hörer sich still davon.
 Die Todte hört der Rede Laut
 So wenig als: wie der Regen thaut,

So wenig als das Rauschen des Winds,
Als die Klagen ihres verwaisten Kinds.
Der Priester am Grabe doch meint es gut,
Er predigt dem Volk mit Kraft und Glut,
Verwehender Staub dem Staube,
Daß er an's Verwehen nicht glaube.

Veränderte Welt.

Die Menschheit ist dahinter kommen,
Trotz aller Gaukelei der Frommen,
Daß mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernst zu machen habe.

Zerbrochen ist des Wahnes Kette,
Die Erde sey nur Uebungsstätte,
Nur Voltigirbock sey das Leben,
Auf's Kopf werd' uns der Himmel heben.

Auf freiem grünem Erdengrunde
Wird Jeder bald schon hier, zur Stunde,
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
Sein Kößlein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
So überm Wasser hinzuschweben,
Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
Einladend, seine leckern Speisen.
Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinsten Fischlein zu entdecken,
Sein treues Auge sieht bei Zeiten
Am Strand den Jäger lauernd schreiten,
Und plötzlich unter taucht der Rab,
Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab,
Und taucht erst fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
Wie schlafgriffne Augenlider,
Den Augenlidern gleich des Raben,
Der nach genossnen Meeresgaben
Am sichern Fels, im Sonnenschein,
Beim Wellenmurmeln schlummert ein.

Crinksprüche.

Ihr stoßet an, die Gläser klingen,
Ihr laffet leben manchen Mann;
Und morgen schon denkt keiner dran,
Ihm eine Freud' in's Herz zu bringen.

Ich hör' ein Vereat! euch brüllen,
Auf Tod habt ihr das Glas geleert,
Doch keinem ist der Muth beschert,
Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segensspruche,
Wo nicht mein Herz beglücken will;
Zum bösen Wunsche bleib' ich still,
Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreise.

Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
Doch lachend wogte das goldne Feld
In lustigen Sommerwinden,
Das Uebrige würde sich finden.

Die Köpfelein schlichen den lahmsten Trab,
Als wäre die Erde ein weites Grab,
Und fürchteten sie zu versterben
Auf Todte zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann schmauchte schlechten Tabaks,
Er war hartmäulig, stumpfen Geschmacks,
Wie seine Gäule nicht wissen,
Daß sie werden im Maule gerissen.

Doch ging es auch langsam, ging es doch froh;
Wir rauchten Bessern, mein Studio
Schrie mir homerische Zeilen,
Wie die Helden sich tapfer zertheilen.

Das Strafenpulver ward Schlachtenstaub,
Nings tobte die Rache um Helena's Raub,
Die Reiter stürzten zur Erde,
Drum schlichen so traurig die Pferde.

Der dampfende Rutscher auf seinem Thron,
Ein rauchender Thurm von Ilion;
Nur Helena konnt' ich nicht schauen
Vor Staub, die schönste der Frauen.

Da dacht' ich, sie zu finden geschwind,
An ein vielleicht noch schöneres Kind,
Homerische Klänge versäumend,
Zum seligen Paris mich träumend.

Der arme Jude.

I.

Armer Jude, der du wandeln
Musst, von Dorf zu Dorf hausierend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?“

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehst du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die sie leerte,
Schleppst du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Nocke,
Schneegestöber, Flock' an Flocke,
Fleißig wanderst du am Stabe.

Ein Jerusalem, papieren,
Bauen deine Stammgenossen,
Doch für dich ist es verschlossen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
Du verschacherst alte Kleider:
Aber Alle sehd ihr leider
Ein geknicktes Volk geblieben.

II.

Jub' ist an ein Kreuz gekommen,
Speist am fremden Heiligthume
Auf der Bank ein Stücklein Krume,
Ruhe soll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: seine Väter
Jubeln um das Kreuz im Ringe,
Und er hört die Silberlinge
Kirren Judas, dem Verräther.

Zieht ein Jäger, heimbeflissen,
Doch es schnüffelt noch sein Hündlein
Um den Schläfer, um das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Bissen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
 Und er rüttelt wach den Armen:
 „Schlaf' nicht!“ ruft er mit Erbarmen,
 „Sonst erfrierst im Winterschauer.“

„Leg' wahrhaftig deine Bürde
 Hin am Kreuze, sammt dem Fluche;
 Jude, irres Schäflein, suche
 Jesu Christi warme Hürde.“

„Jude, wolle dich bekehren!
 Dir vom ganzen alten Bunde
 Blieb dies Bündlein nur zur Stunde,
 Dich zu schützen, dich zu nähren.“

„Laß dich taufen und verwandeln;
 Mancher that's, und mit vier Rossen,
 Hornklang kommt er nun geschossen,
 Der einst umrief: nichts zu handeln?“

„Nimm mich an zu deinem Pathen;
 Nebst dem Angebind, dem werthen,
 — Gott gesegnet's dem Bekehrten, —
 Laßt du dich an Wein und Braten.“

Drauf der Jude spricht, der ächte:
 „Lass' mich nie und nimmer taufen.
 Wollt ihr nicht Gewänder kaufen
 Für die Dirnen, für die Knechte?“

„Mancher trägt das Kreuz am Rücken,
 Jude noch im Herzensgrunde,
 Schwerer als des Bündels Pfunde;
 Wählt euch was von meinen Stücken!“

Doch er sieht den Bauer scheiden,
 Und sein Bündel schnürt er wieder,
 Müde senkt er drauf sich nieder,
 Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen
 Schlaf und froher Traum befallen,
 Eine Stimme hört er schallen,
 Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!“
 Ruft Messias, näher, näher. —
 Wandrer finden den Hebräer
 Liegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied.

Sprize Funken, Säbelflinge,
Werde meinen Hammerschlägen
Hart geschmeidig, scharf, du Degen,
Daß dich froh der Reiter schwinge!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen
Helle Funken ausgetrieben,
Sollen bald von deinen Hieben
Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern,
Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüftet;
Wie er feiner That sich brüstet!
Alles hängt voll Spinnweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
Klafft und gähnt erst manche Wunde,
Gähnt man feltner mit dem Munde,
Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
Weil der Tod zerreißt die Larve,
Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
Frische Luft der Wahrheit wehen,
Tobte werden auferstehen,
Menschentreter werden zittern.

Der Pechvogel.

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beste Glück hab' ich versäumt;
Die Winde fausen durch die Stoppeln,
Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch fausen sie mir lange gut,
Ich ändre drum nicht meinen Muth,
Und nicht erhitze ich meine Sohlen,
Um das Versäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Drei Wünsche blieben mir versagt,
Doch sey's mit keinem Hauch beklagt;
Das Glück, mir feindlich allerwegen,
Hätt' sie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
Die erste Kugel hingestreck't,
Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
Mein Weib treulos mir's Bett verdorben.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
Schon sind die Blüthen längst verweht,
Der Sommer reift die Felder schon,
Und noch ein Frühlingston?

O Lenz, ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und riefest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste.

Traurig kehrt' ich eines Abends
 In mein einsam düstres Zimmer,
 Ueberraschend drin entgegen
 Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
 Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
 Wo des Unmuths düstre Zelle
 Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
 Den ich höchst als Meister ehre,
 Nebst dem schroffen Urgebirge
 Und dem gränzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
 Stürme auf dem Oceane,
 Und das große Herz Beethovens,
 Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker mir des Muthes,
 Der das Schicksal wagt zu fordern,
 Der den letzten Baum des Edens
 Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Hassen,
 Glühend lieben und entsagen,
 Und des Todes Wonneshauer,
 Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
 Daß die tiefsten Gräber klüften,
 Und ein dionysisch Taumeln
 Kauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
 Menschenwillens heil'ge Speere,
 Und besiegt zum Abgrund, heulend,
 Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Nieseln;
 Sind des Weltmeers kühle Wellen
 Süß beseelt zu Liebestimmen?
 Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Auf der glatten Muscheldiele
 Halten Nixen ihren Reigen,
 Keine künst'ger Nachtigallen
 Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! noch leiser! dem Naturgeist
 Abgelauschte Lieder sind es,
 Die er flüstert in das erste
 Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
 Ob dem Abgrund ausgespannten,
 Deren Rhythmen in der Erdnacht
 Starren zu Krystallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
 Rose läßt die Knospe springen,
 Kranich aus des Herbstes Wehmuth
 Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Coriolan! vorüber-
 Ist das Ringen, wilde Pochen,
 Plötzlich sind's die letzten Töne,
 Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
 Ueberstürmte alle Schranken,
 Dann — der tragisch Ueberwundene
 Stehn geblieben in Gedanken.

Sinnend starrt er in den Boden,
 Sein Verhängniß will Genüge;
 Fallen muß er, stummes Leiden
 Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch! im Zwiespalt dieser Töne
 Klingt der Zeiten Wetterscheide,
 Jetzt rauschen sie Versöhnung
 Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonieen Rauschen,
 Heiligen Gewittergüssen,
 Seh' ich Zeus auf Wolken nah und
 Christi blut'ge Stirne küssen;

Hört das Herz die große Liebe
 Alles in die Arme schließen,
 Mit der alten Welt die neue
 In die ewige zerfließen.

Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod
gegeben.

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen,
Läßt uns in tieffte Schatten
Dieß heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd' umkreisen,
Die bängste aller hängen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Im Rufe tönt's der Unken,
 Von dunkler Schwermüth trunken,
 Und in den Wiederhallen
 Bewegter Nachtigallen.

„Fahr wohl!“ nachruft es leise
 Dem Frühling auf die Reise;
 Wir hauchen es gelinde
 Durch's Haar dem todten Kinde.

Die Kösslein all' zerpfücken
 Und zu die Meiglein drücken
 Dem Lenz wir und dem Meinen,
 Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölfe im Eise suchen
 Ihr Leben und verfluchen,
 Und wenn das Käuzlein gresse
 Aufstöhnt in seiner Zelle,

Wenn sich die Meereswellen
 Aufthürmen und zerschellen,
 Im Sturm die Möwen jagen,
 Erhebt das Lied sein Klagen.

O Mönenschrei und Schwanken!
O menschliche Gedanken
Vom Leben ew'ger Dauer,
Hört ihr des Liedes Trauer?! —

Doch sind die Stimmen alle
Nur abgebrochne Halle,
Ein ahnendes Besinnen
Raum auf des Lieds Beginnen.

Bei feinem vollen Klange
Ach, würde uns zu bange,
Wir stünden schmerzlich träumend,
Das Erdenwerk versäumend.

Dies Herz hat es vernommen,
Und sang es fort beflommen;
Dies Herz hat ausgesungen
Das Lied, und ist zersprungen.

Die Drei.

Drei Reiter, nach verlornen Schlacht,
Wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
Und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
Sonst flöß' das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gefellt,
Und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig in's Gesicht,
Und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
Drum thut mein früher Tod mir leid.“

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald,
Und sterben muß ich hier so bald!“

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
Sonst nichts, doch schwer mir's Sterben fällt.“

Und lauernd auf den Todesritt
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie theilen freischend unter sich:

„Den speisest du, den du, den ich.“

Welke Rose.

In einem Buche blätternd, fand
Ich eine Rose welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
Sie einst für mich gepfückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnerung; bald zerfliehet
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
 Durch Jerusalems Gefilde;
 Weinend trat er auf den Boden,
 Wo einst wallte Jesus Christus,
 Und die Rippen senkt er küßend
 Auf den Grund, der Ihn getragen.
 Alles Erdenleids genesen
 Fühlt sich hier der fromme Pilger;
 Mit der Bürde seiner Sünden
 Sind die Lasten seiner Sorgen
 Hinter ihm in's Meer versunken. —

Anders rauschen hier die Wasser,
 Anders wehen ihm die Lüfte,
 Wie erquickend und geheiligt
 Sind die Züge seines Odems!
 Wunderbar bewegte Hauche
 Säuseln durch das Laub der Bäume,

Gleich als hätte hier die Erde
Ihn noch immer nicht vergessen,
Der hier einst geliebt, geduldet,
Und am Kreuz für uns gestorben;
Gleich als rauschten holde Mähren
Sein Gedächtniß durch die Wipfel,
Frohe Kunden, Festgesänge,
Göttlich leise Traditionen,
Von den Blättern, welk und sinkend,
Zugerauscht den frischen, grünen,
Und von Blüthe hin zu Blüthe
Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Inneres Gericht.

Als ein strenger Richter und Hurrichter,
Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen,
Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
Wenn du noch gewünten willst den Frieden,
Eh der Tod den seinen dir beschieden.
Als Gedanke ist der Geist das Licht,
Wärme ist im Herzen er als Liebe!
Was nicht sein, verfalle dem Gericht,
Luft und Schmerz — es sterbe und zerstücke!

Die Nonne und die Rose.

Dunkle Wolken niederdrohten,
Und es zuckten Wetterscheine,
Brausend jagten schon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
Schöne Nonne, sahst du beben,
Und ein Bangen dich erfaßte
Um der Rose zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnittest du sie schnell vom Strauche,
Oh der Sturm sie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Rosen flattern weithin, irre;
Deine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geschirre.

Theilte sie nicht, schnell verblühend,
Lieber solche Frühlingsroose?
Schöne Nonne, still verblühend,
O wie gleichst du dieser Rose!

Das Kind geboren, die Mutter todt.

Die schöne Mutterliebe hat dem Leben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
Vertrauend und mit innigstem Verlangen,
Daß alle Götter huldvoll es empfangen;
Doch als sie weihend will den Segen sprechen
In ihres Herzens heißem Ueberwallen,
Rieß ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferschale brechen.

Die Albigenſer.

Das Aug' der Liebe weiß im Freudenſaale
Durch's Tanzgewühl, durch die Geſtaltensflucht
Den Liebesblick zu finden, den ſie ſucht,
Und weidet ſich an ſeinem ſüßen Strahle.
Mein Auge ſieht auf wüſten Degenſlingen
Die Feuer ſprühend durch die Helme dringen,
Und auf den Spitzen fluchbeſchwinger Lanzen
Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

Bweifelnder Wunsch.

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
Bist du so schön! — gesenkten Angesichts
Und still, bist du so schön! — was soll ich flehen:
O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwanken,
Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken,
Das süße Wort: „ich liebe dich!“

Die Bauern am Tiffastrande.

Thörichte Freunde des todten Alten,
 Fahrend in ausgeleiterten Gleisen,
 Tanzend nach verklungenen Weisen,
 Möge dies Märlein euch unterhalten!

Warme, lebendige Rüste wallen
 Ueber dem schönen Magyarenlande;
 In den Gebüsch'n die Nachtigallen
 Singen entzückt am Tiffastrande.
 Fischlein, springend mit stillem Ergetzen,
 Holen vom Lenz sich flüchtigen Rufs,
 Fürchten sich nicht vor den silbernen Reg'n,
 Welche der Mond warf über den Fluß.
 Brausend vor Freude, milden die Quellen,
 Und das lenzbezauberte Land,
 Weil es nicht blühen kann unter den Wellen,
 Blüht es hier doppelt als üppiger Strand,

Weil es nicht singen kann unter den Bogen,
Singt es dafür hier doppelt so laut,
Liebestönen, schmachtend gezogen,
Lauscht des Sprossers glückselige Braut.

Rüftig rudern dort über die Wellen
Luftige Bauern mit Scherzen und Lachen,
Und die Zigeuner, ihre Gefellen,
Stimmen die Geigen bereits im Rachen,
Stoßen an's Land und eilen zur Schenke;
Weil so laut das heischende Rufen,
Springen die Wirthe schon mit dem Getränke
Ueber die finsternen Kellerstufen.

Um den Tisch sitzen die Alten,
Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
Zum Abschnitt gereicht, in der Runde
Geht das köstliche Weizenbrod,
Und sie führen behaglich zum Munde
Feurigen Wein, tiefdunkelroth:
Wischen sich trocken und schieben zur Seite,
Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,
Schnurrbarts buschigten halben Kranz;
Braten und Schinken, warme und kühle,

Wandern geschwind in die knöcherne Mühle;
Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals springen
Ueber die Saiten frisch auf und nieder,
Pochender Herzschlag heimischer Lieder.
Himmel, wie jauchzen die Geigen so helle;
Schmetternd schreit Clarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengeficher
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Segen gewaltig, fest und sicher
Ueber des Mißklangs drohende Klust.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen,
Aber der Brummibaß hält sie zusammen.

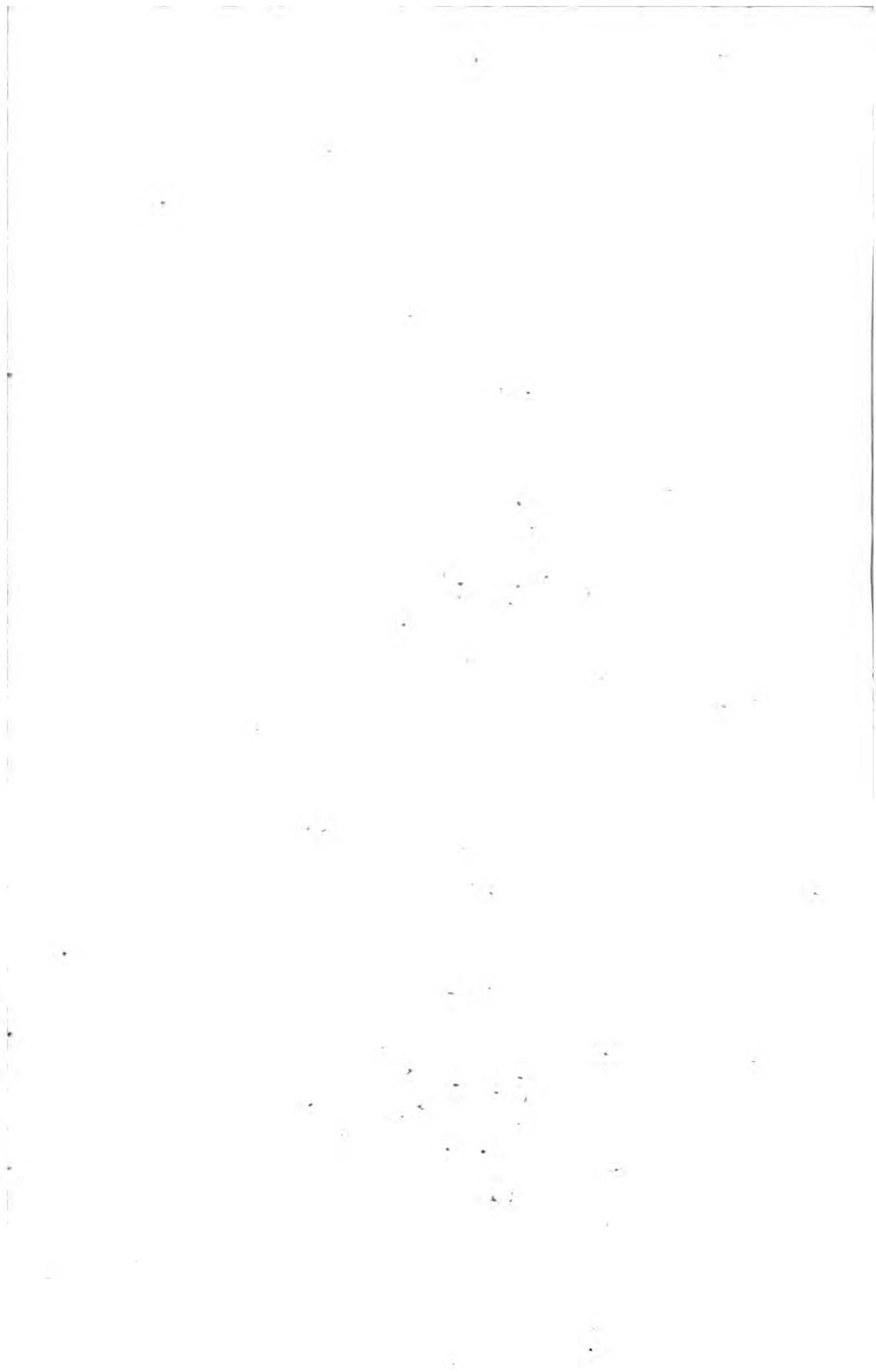
Kräftige Bursche tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft, wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise

Nach der Musik beschleunigter Weise,
 Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
 Wie ein Rosenblatt der Orkan.
 Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
 Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten sind aufgesprungen,
 Als die beliebte „Werbung“ erklingen,
 Uralt immer willkommne Klänge,
 Nie vergessne Ahnengesänge.
 Was, längst Asche, ruht in den Gräften,
 Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;
 Von den Todten klingt in den Lüften
 Freudenvermächtniß den späten Söhnen.
 Wie gebannt von den Geistern der Alten,
 Wollen nichts Neues hören die Bauern;
 Und der Zigeuner muß ausdauern,
 Darf nicht wechseln noch innehalten.
 Also tanzen sie Stund' auf Stunde,
 Immer zur alten beliebten Weise,
 Bis die Zigeuner, müd zum Grunde,
 Heimlich sich winken und — spielen leise.
 Doch die Berauschten merken es nimmer,
 Hören des Liedes Vollklang noch immer.

Leiser und leiser, bis zur Ersterbung,
Hallt und verhallt die lustige Werbung;
Baß und Flöte, Cymbal und Geigen
Haben sich stille hinaus verloren,
Doch der Musik und des Weines Thoren
Hören sie immer noch, springen den Reigen;
Springen ihn, bis der Sonnenschein
Strahlend bricht durch die Fenster herein
Und der Wirth rings „guten Tag!“
Wünscht mit kräftigem Schulterschlag. —
Weithin das lachende Mährlein fliegt
Von den Thoren, die immer noch sprangen,
Während schon längst, erschöpft und versiegt,
Ihre Musik war heimgegangen.

Waldblieder.



Waldlieder.

I.

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
Wo unten still das Räthsel modert,
Und auf in Grabesrosen lobert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmlisch duldbender Geberde
Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
Ein Vogel drauf, sang seine Lieder.

Doch kaum daß sie geklungen hatten,
Flog schon zum Wald zurück der Wilde;
Ich sang, wie er, ein Lied dem Wilde,
Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir an's Herz mich legen!
Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich gesucht für Leiden,
Die du mir gabst zum herben Segen.

In deinen Waldesfinsternissen
Hab' ich von mancher tiefen Rize,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband geriffen.

- II.

Die Vögel fliehn geschwind
Zum Nest im Wetterhauche,
Doch schleudert sie der Wind
Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Hast
Ist in's Gebüsch verkrochen;
Manch grünend frischer Ast
Stürzt nieder, sturmgebrochen.

Das Heer der Wolken schweift
Mit rothen Blitzesfahnen,
Aufspielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, sonst so mild,
Ist außer sich gerathen,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüstend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgestein
Der Himmel sich zerschmetter'n.

Der Regen braust; nun schwand
Das Thal in seiner Dichte;
Verpöhlt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Ist Heiterkeit und Stille;
Mir wächst in solcher Stund'
Und härtet sich der Wille.

III.

Durch den Hain mit bangem Stöße
Die Gewitterlüfte streichen;
Tropfen sinken, schwere, große,
Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieser Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen sanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähnen
Sich entlasten unaufhaltsam,
Stürzen ihm die großen, schweren
Tropfen plötzlich und gewaltsam.

War die Thräne noch zu fassen,
Kam sie nicht hervorgebrochen,
Denn der Schmerz will sie nicht lassen,
Will sie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen;
Und ich werde, bis ich sterbe,
Sehen diese Thränen rollen.

IV.

Bist fremd du eingebrungen,
So fürcht' Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen,
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen; die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schooß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
 Urjugendliche Frische,
 In ahnungsvoller Hülle
 Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet, wie ein Träumen,
 Von Liedern in den Bäumen,
 Und mit den Wellen ziehen
 Verhüllte Melodien.

Im Herzen wird es helle,
 Und heim zum ew'gen Quelle
 Der Jugend darfst du sinken,
 Dich frisch und selig trinken.

Sehnüchtig zieht entgegen
 Natur auf allen Wegen,
 Als schöne Braut im Schleier,
 Dem Geiste, ihrem Freier.

Thautropfen auf den Spigen
 Der dunklen Halme bligen
 Wie helle Liebeszähren,
 Ein süß nach Ihm Begehren.

Sie schweigt, in Sehnsucht lauschend,
Dann plötzlich, freudig rauschend,
Scheint selig sie zu spüren,
Daß er sie heim wird führen.

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

V.

Wie Merlin

Möcht' ich durch die Wälder ziehn;
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume sprechen,
Wenn sie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Voll Gewitterluft,
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,
Daß die Lüfte kühlen,
Blitze ihm bespülen
Seine nackte Brust.

Wurzelfäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt

Tausendfach ihr Mund
 Leben aus geheimen Quellen,
 Die den Stamm gen Himmel schwellen.

Flattern läßt sein Haar Merlin
 In der Sturmnacht her und hin,
 Und es sprühn die feurig falben
 Blitze, ihm das Haupt zu salben;
 Die Natur, die offenbare,
 Traulich sich mit ihm verschwisternd,
 Tränkt sein Herz, wenn Blitze knisternd
 Küssen seine schwarzen Haare. — —

Das Gewitter ist vollbracht,
 Stille ward die Nacht;
 Heiter in die tiefsten Gründe
 Ist der Himmel nach dem Streite;
 Wer die Waldesruh verstünde
 Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
 Nicht die schwanksten Halme nicken,
 Jedes Blatt, von Mondesblicken
 Wie bezaubert, stille steht.

Still die Götter zu beschleichen
 Und die ewigen Gesetze,
 In den Schatten hoher Eichen
 Wacht der Zauberer, einsam sinnend,
 Zwischen ihre Zweige spinnend
 Heimliche Gedankenetze.

Stimmen, die den Andern schweigen,
 Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
 Hört Merlin vorübergleiten,
 Alles rauscht im vollen Reigen.
 Denn die Königin der Elfen,
 Oder eine kluge Norn
 Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
 Ihm an's Ohr ein Zauberhorn.
 Rieseln hört er, springend schäumen
 Lebensfluten in den Bäumen;
 Vögel schlummern auf den Nesten
 Nach des Tages Liebesfesten,
 Doch ihr Schlaf ist auch beglückt;
 Lauschend hört Merlin entzückt
 Unter ihrem Brustgefieder
 Träumen ihre künft'gen Lieder.

Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht.

VI.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen,
Am Aste traut gesellt.

Die ferne, schwächige Quelle,
Weil alles andre ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verflungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen;
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmuth, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

VII.

Schläfrig hangen die sonnenmüden Blätter,
Alles schweigt im Walde, nur eine Biene
Summt dort an der Blüthe mit mattem Eifer;
Sie auch ließ vom sommerlichen Getöse,
Eingeschlafen vielleicht im Schooß der Blume.
Hier, noch Frühlings, rauschte die muntre Quelle;
Still verfliegend, ist in die Luft zergangen
All ihr frisches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahlt die Stätte, wo einst ein Quell floß;
Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauschen,
Ich vermisse den Bach, wie liebe Grüße,
Die sonst fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles still, einschläfernd, des dichten Moores
Sanft nachgiebige Schwellung ist so ruhlich;
Möge hier mich holder Schlummer beschleichen,
Mir die Schlüssel zu meinen Schätzen stehlen,
Und die Waffen entwenden meines Hornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergessend,

Sich in ihre Tiefen hinein erinn're.
 Preisen will ich den Schlummer, bis er leise
 Naht in diesem Dunkel und mir das Aug' schließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
 Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
 Rasch in wenig Stunden wäre gealtert.
 Wunderthätiger Freund, Erlöser des Herzens!
 Rings umstellt und bewacht am hellen Tage
 Ist das Herz in der Brust und unzugänglich
 Für die leiseren Genien des Lebens,
 Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
 Die Gedanken, bewaffnet, als Victoren,
 Schreckend und verscheuchend lieblichen Zauber.
 Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
 Wacht die Seele heimlich und lauscht wie Hero,
 Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
 Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
 Wie ein Gesang der Urwelt, Sehnsucht weckend,
 Daß ich süß erschütteret erwacht' in Thränen,

Und noch lange hörte den Ruf der Heimath;
Blicke davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodischer Freund, woher die Flöte?
Ist sie ein Ast des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört' ich im Traum des heiligen Pan Syringe?

VIII.

Abend ist's, die Wipfel wallen,
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffnen Saite
Hör' ich noch die Liebe schallen.

Rosend schlüpfen durch die Aeste
Muntre Vöglein, andre singen,
Kings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das Beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

Wie in's dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingsstage,
Süß befriedigt, ohne Klage,
Möcht' ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschnachtet,

Wie vor Nacht zur Flut sich neigen
Dort des Waldes durst'ge Sänger;
Gern dann schlief' ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

IX.

Kings ein Verstummen, ein Entfärben:
Wie sanft den Wald die Rüste streicheln,
Sein welches Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

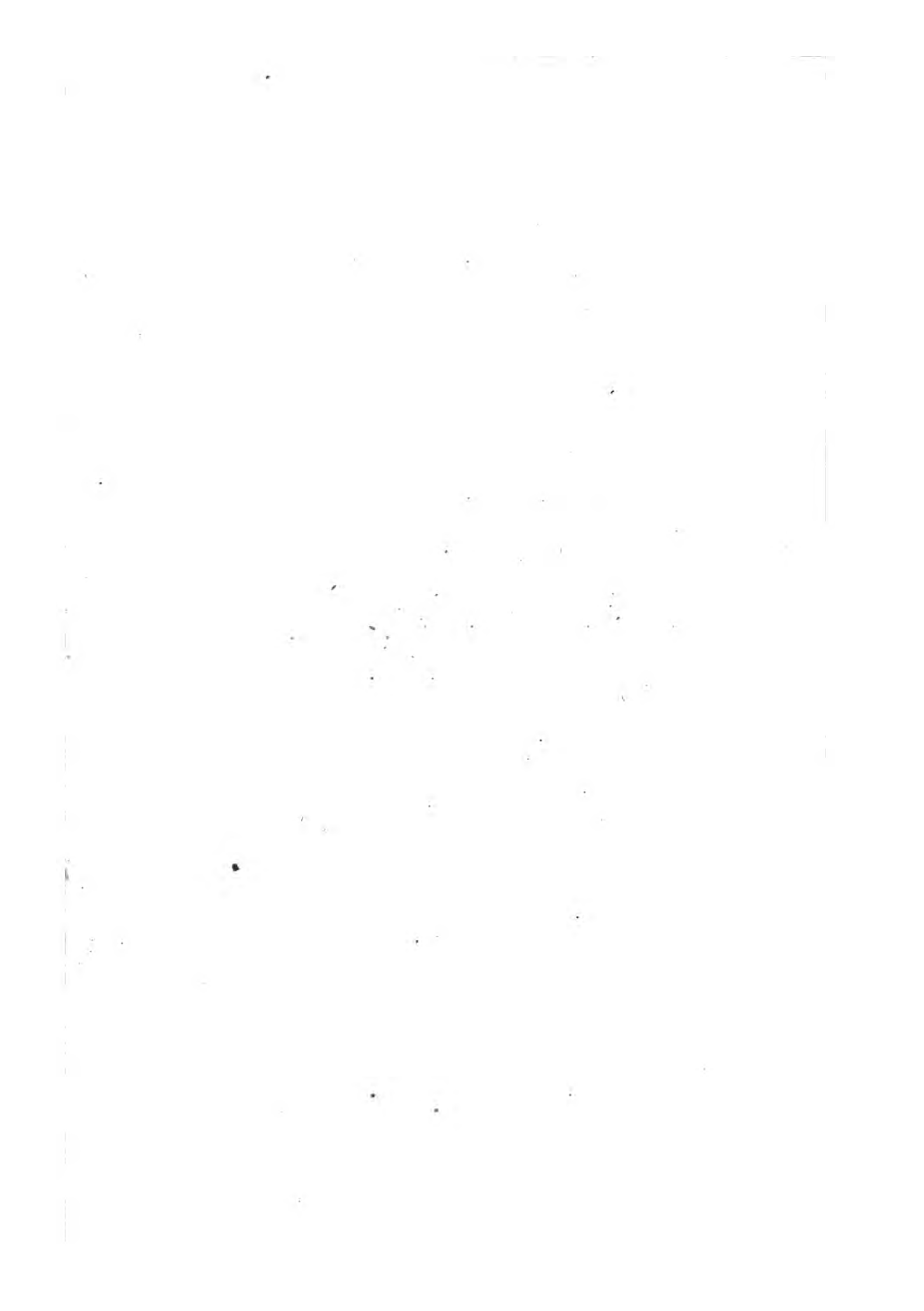
Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verflungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter sinken leise.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichstill vergnügtes Tauschen.

Größere

lyrisch-epische Dichtungen.



Clara Sebert.

Ein Romanzenfranz.

Handwritten text, possibly a page number or title, located on the left margin.

Cisteron.

Welche Freude fühlt der Wandrer,
Zieht er so im Frühlingsstrahle
Durch die schönen, liedervollen,
Wonnigen Provencerthale!

Heißer glüht der Fuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten;
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säufeln hier die Schatten.

Boller tönt des Donners Stimme,
Und die Sterne blinken heller;
Rascher blüht die Frucht und reifet,
Und die Liebe zündet schneller.

Unbesiegbar und unendlich
Ist der Liebe banges Sehnen,
Und es nagen in die Herzen
Tiefer ihre Spur die Thränen.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich besinge,
Kann er nicht dem Schauder wehren,
Daß er ihm das Herz durchbringe.

Am Gestade der Durance
Sieht er eines Städtchens Mauern,
Grauberäuchert, hin und wieder
Seine stillen Häuser trauern.

Grausenhafte Felsenschlünde
Sieht der Wandrer dicht daneben,
Selten auf granitnem Blocke
Einen Strauch im Winde beben.

In dem nächtlichen Reviere
Scheint der Tod sich zu ergehen,
Und den Leben nachzufinnen,
Die sein Odem wird verwehen.

Von den Klippen, wie verzweifelnd,
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in die Schluchten,
Ob er bang nach Hülfe rief.

Furchtsam ruht am Fuß des Berges
Städtchen Eisteron geschmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.

Auf dem Berge ragt Gemäuer,
Und in längst verblüchnem Glanze
Herrschten hier von ihrem Schlosse
Einst die Grafen der Provence.

Wie so traurig hier dem Wandrer
Die verfallnen Thürme winken:
Alles Edle hier auf Erden,
Alles muß am Ende sinken!

An den Thürmen steil und plötzlich
Hebt sich eine Felsenmasse,
Eine Herberg' für die Wolken,
Auszuruhn auf ihrer Straße.

Und zuhöchst am Felsenhaupte
Steht ein Häuschen, einsam, wüste,
Wo der Heide mit dem Opfer
Seine Götter einst begrüßte.

Doch in unsern schlimmen Tagen,
Ward der Tempel zum Gefängniß,
Wo die Tyrannei ihr Opfer
Quält in heimlicher Bedrängniß.

Ludewig, du böser König!
Richelieu, du arger Priester!
Wagt der König nicht den Frevel,
Schon vollbringt ihn der Minister.

Zu beklagen ist die Menschheit,
Will ein Priester ihr gebieten;
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüthen.

Der nächtliche Gang.

Tiefe Nacht; — der stille Vollmond
 Hebt sich jenseits von den Auen,
 Und die Wellen der Durance
 Sind ein Silberstrom zu schauen.

Flüchtig eilen sie vorüber
 An den mondbeglänzten Riffen,
 Und von räthselhafter Wehmuth
 Fühlt der Wanderer sich ergriffen;

Denn er hört im ruhelosen,
 Immergleichen Wellenschlage
 Ewig an die Sterne tönen
 Seines Herzens bange Frage:

Ein Berrauschen, ein Verschwinden
 Alles Leben! — doch von wannen? —
 Doch wohin? — die Sterne schweigen,
 Und die Welle rauscht von dannen.

Gisteron, das Städtchen, schlummert,
Nur im Schlosse lassen Worte
Dampf und eilig sich vernehmen,
Und es dröhnt die Eisenpforte.

Männer steigen still und langsam
Dort hinauf zum Felsenhaufe:
Waffenknechte sind es, führen
Den Gefangnen in die Klause.

Johann Kasimir von Polen!
Heiß durchrollt von Königsblute,
Edler Sproß vom Stamme Wasa,
Ach, wie mag dir seyn zu Muth!

Heldenzüdling, der du kämpfdest
Ruhmbekränzt in manchen Schlachten,
In verrätherischer Fremde
Mußt du als Gefangner schmachten!

Spricht man so im feinen Frankreich
Hohn des Gastes heil'gem Rechte,
Daß den freundgesinnten Fürsten
Zwingen die Tyrannenknechte?!

In des Mondes hellem Scheine
Glänzen ihre Mordgewehre;
Aber nicht des Polenfürsten
Stolz und schnell verwischte Zähre.

Auf dem steilen Stufenpfade,
Eingehauen dem Granite,
Heben sich in scharfer Windung
Nach dem Gipfel ihre Schritte.

Wagt es wer, im schwanken Mondlicht
Da den Pfad hinaufzuwallen,
Bebend steht er seinen Schatten
In den grausen Abgrund fallen.

Sinnend bleibt Johannes stehen,
Und er hört im Niederlauschen
Immer leiser dort die Schluchten,
Leiser die Durance rauschen.

Horch! ein Pfistchen aus den Auen,
Wo die Nachtigallen singen,
Kommt dem Armen nachgeflogen,
Ihm noch einen Laut zu bringen.

Weither kam das gute Lüftchen,
Wie ein Kind, das frohbehende
Einem Bettler, wenn er scheidet,
Racheilt mit der miltben Spende.

Und sie klimmen immer höher,
Nur noch ihre Tritte schallen;
Still ist nun der Wasser Rauschen,
Still das Lied der Nachtigallen.

Todesruhe deckt die Höhen,
Die verlassen Felsenklippen;
Kein Gesträuch und keine Blume
Auf des Abgrunds bleichen Lippen.

Der selige Abend.

Schnell versammelt um die Felsen
 Haben Wolken sich und Winde,
 Um den neuen Gast zu grüßen,
 Seines Kummers Spielgesinde.

Ausgeloschen ist das Mondlicht
 Und der Sterne helles Flimmern,
 Durch die enge Fensterspalte
 Hört der Gast die Lüfte wimmern.

Traurig sinnend blickt Johannes
 In die dunkle Ferne nieder,
 Und es flattern seine Locken
 Windgeschaukelt hin und wieder;

Flattern um die blasse Stirne,
 Wie das Laub der Trauerweiden
 Um die bleiche Marmortafel,
 Ueber den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
Eines feligen vor allen,
Als in Martigues er gelandet
Mit den Freunden und Vasallen.

Ruhig lag die stürmerprobte
Genuesische Galeere,
Lustig flogen ihre Wimpeln,
Und der Tag versank im Meere:

Scheidend warf er seine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverstreuend,
Scheidet von der frohen Menge.

Nach dem Sturme lag die See nun
Schön in ihrer stillen Größe;
Nur noch manchmal an das Ufer
Tönten bange Wellenstöße:

Also zuckt nach starkem Weinen
Noch das Herz mit bangem Schlage,
Ist auch schon das Auge heiter,
Und verstummt des Mundes Klage.

Lieblieh war der Lüfte Säufeln
 Nach dem rauhen Sturmestofen:
 Auf der Meeresruhe ſchwebten
 Die Gefänge der Matrofen. —

Dicht am Strande, ſchmuck und wirthlich,
 Winkt der Gaſthof mit dem Schilde
 Dreier Lilien, einzufehren
 Zu dem ſchönen Engelbilde:

Mara Hebert, weit gepriefen
 Rings im Lande ob der Blüthe
 Ihrer Schönheit, weit im Lande
 Ob des Herzens Wundergüte.

Laut mit ungeſtilmer Freude
 Tritt der Seemann in das Zimmer,
 Dringend heiſcht er nach dem Becher,
 Doch ſein Muth wird ſtiller immer.

Ihm kredenzt der Wirthin Tochter
 Freundlich mit den zarten Händen,
 Und er läßt den Becher ſtehen,
 Kann ſein Auge nimmer wenden.

Nun sie seinem Blick entschwunden,
 Trinkt er aus mit raschem Zuge;
 Daß sie noch einmal ihn fülle,
 Klopft er sachte mit dem Krüge.

Seine Seele ward ergriffen
 Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
 Die für immer er verloren
 Auf den sturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strände,
 Fort treibt ihn sein wild Verlangen,
 Daß die Stürme ihm ent schlagen
 Dieses ungewohnte Bangen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
 War der Prinz nun angekommen;
 Ihn empfing die Wirthin rauschend,
 Ihre Tochter still bekommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürsten
 Steht sie, harrend der Befehle,
 Raum zu ihm hinanzublicken
 Wagt ihr Auge, voller Seele.

Tiefen Ernst und süße Schwermuth
Sprechen seine schönen Züge,
Und des Auges Blic verkündet
Soll des Muthes hohe Flüge.

Froh erschrecken ihre Blicke,
Und sie können nicht verweilen,
Müssen mit dem schönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.

Ueberwältigt von der Liebe
Selig dringendem Erwarten,
Treten beide unwillkürlich,
Stumm und bebend, in den Garten.

Also wandeln sie noch lange
Mit verschwiegenem Gefühle;
Gastlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenfühle.

Nachtigallen, immer lauter,
Singen auf den grünen Zweigen,
Gleich als wollten sie verrathen,
Was die beiden sich verschweigen.

Freudig grüßen schon die Sterne
Sie auf ihrem schönsten Gange;
Endlich wird die Liebe Sprache,
Und sie flüstern viel und lange.

Märchen hört die Zauberworte,
Daß sie ihm auf weiter Erde
Die alleinige Geliebte
Sey und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Busen plötzlich
Ist der Himmel aufgegangen,
Seines Lenzes Purpurblüthen
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

Blumengruß.

Jener Abend war entschwunden;
 Doch mit jedem Morgenlichte
 Fand Johannes im Gefängniß
 Frische Blumen, süße Früchte.

Sind es Früchte nicht von Bäumen,
 Die er sah auf seinen Wegen?
 Hauchten diese Blumen nie noch
 Ihre Düfte ihm entgegen? —

Gleich als hätte heimlich Jemand
 Abgeschmeichelt jeder Stelle
 Eine freundlichere Miene,
 Seitert sich die Kerkerzelle.

Dieses ewig wache Sorgen,
 Ob ein Geist es heimlich übe,
 Allgewärtig, ungesehen,
 Kann es Jemand als die Liebe? —

Jüngling, mit den edlen Freunden,
Die getreu dir auch im Leide,
Ist noch eine treue Seele
Dir gefolgt, in fremdem Kleide.

Ihre Sehnsucht will die Jungfrau
Deinem Blick verbergen halten,
In die Pflicht des Bagen hüllen
Ihrer Liebe stilles Walten.

Und es deckt die Rosenwangen
Gelbe, angetünchte Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Raum erwacht der Tag im Osten,
Und der Schwalben frühes Rufen,
Gilt auch schon das gute Klärchen
Nieder die granitnen Stufen.

Ueber Felsen, Thal und Wiesen
Wandert sie wohl eine Meile,
Nach dem Garten ihrer Mutter
Fort in rastlos froher Eile.

Was an schönen frischen Blumen
 In den Beeten ist zu finden,
 Pflücket sie mit klugem Finger,
 Ihm den Morgengruß zu winden.

Und sie blicket, Früchte suchend,
 Nach den Bäumen in der Kunde;
 Sinnend hält sie manchmal inne,
 Eingedenk der süßen Stunde.

Und die Wonne jener Stunde,
 Und das mitleidvolle Bangen
 Um den Theuren mengen ihre
 Thränen auf des Mädchens Wangen. —

Nun erwacht der Prinz vom Traume,
 Der ihn ließ sein Märchen schauen,
 Der ihn wandeln, frei und selig,
 Rief in heimathlichen Auen.

Des Erwachten Blicke schweifen
 Finster an den Kerkerwänden,
 Doch sie werden plötzlich heiter,
 Treffen sie die Morgenspenden.

Still und schlichtern in der Ferne
Steht der Page, will's kaum wagen,
Daß sie nicht Verräther würden,
Seine Augen aufzuschlagen.

Klara sieht es freudebebend,
Wie der Liebe stumme Gaben
Ihm das Angesicht erheitern
Und die franke Seele laben.

Die Gewitternacht.

Mit dem Grafen Konopacki,
Seinem Freunde, treubewähret,
Spricht Johannes angelegen,
Als der Abend wiederkehret.

Eben hat der Graf des Trostes
Mildberedtes Wort geendet,
Und des Prinzen düstre Seele
Froher Hoffnung zugewendet.

Leise lächelt dem die Freude
Auf den kummerbleichen Wangen,
Und er hält die Hand des Freundes
Mit des Dankes Druck umfassen. —

Draußen sind die Waffentknechte
Rundgelagert in der Halle,
Und es dröhnt der Marmorboden
Vom Pokal und Würfelfalle. —

Weiche Provençalenlieder

Tönen aus den rauhen Kehlen,
Und sie schweben durch die Kunde
Schwankend, wie verirrte Seelen.

Doch den Einen von den Wachen
Seine Kameraden schelten,
Denn er schweigt bei ihrem Jubel,
Hebt auch seinen Becher selten.

Klärchens Vetter, Heinrich ist es,
Den des Mädchens Fleh'n bewogen,
Daß der Krieger auf des Kerkers
Brevotalmacht ist gezogen. —

Schweigend blicken jetzt die Freunde
Durch des Kerkers Fenstergitter,
Nächtlich kommt heraufgezogen
Dort vom Westen ein Gewitter;

Und die freien Wetterwolken
Ziehen rasch vorbei und schneiden
Finstre, höhnische Gesichter
In den Kerker auf die Beiden.

Brausend fliegt des Todes Jagdhund
Sturm bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu suchen, irrt er
Durch die Felsen mit Geheule.

Immer wird der Himmel dunkler,
Und schon ist die Nacht vollkommen;
Wie von einer finstern Ahnung
Wird der Freunde Herz beklommen.

Donnernd hallt des Todes Waidruf
Ringsum in Gebirg und Thalen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeschossnen Strahlen.

Immer lanter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse;
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Kauschend sich die Regengüsse.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die Beiden mit Entsetzen:
An den Felsen scheint der Tod hier
Seinen Flammenpfeil zu wehen. —

Doch wer sind die zwei Gestalten,
 Die, umraset von den Wettern,
 Es in solcher Stunde wagen,
 Zum Gefängniß aufzuklettern?

Richelieu's geheimes, sichres
 Werkzeug in verruchten Thaten:
 Chantereine, der Hauptmann ist es
 Von des Schlosses Wachtsoldaten.

Dieser weiß zu des Gebieters
 Schlan verderblichem Befehle
 Immer noch ein Gift zu fügen
 Aus der eignen bösen Seele.

Und mit ihm der Knechte kühnster,
 Dem er alles mag vertrauen,
 Der ihm durch die Nacht der Sünde
 Folgt wie durch Gewittergrauen.

Rastend halten sie jetzt inne
 Auf bequemer Felsenfläche,
 Daß des Gräuels nahen Ausgang
 Noch das finstre Paar bespreche.

Wildfrohlockend ruft der Hauptmann:
„Heute muß das Werk vollbracht seyn,
Und zur Freude des Ministers
Dieß des Polen letzte Nacht seyn!

Reich an Haffe ist der Priester,
Dessen mag manch Grab ihn loben;
Doch des Hasses herbste Fülle
Kocht sein Herz für den da oben.

Denn der hat sich kühn vermessen,
Einst in hoher Fürsten Kreise
Dem Gefürchteten zu nahen
Auf verächtlich kalte Weise.

Und er wäre längst verblichen;
Doch der König selbst, der schwache,
Hat Gewalt verboten, fürchtend
Oesterreichs und Polens Rache.

Heute will mit eigener Faust ich
Nach der rechten Stunde haschen,
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbst den Teufel überraschen.

Doch daß unsrer That Geheimniß
Kein Berrätherohr belausche,
Liegt der Wache ganze Kotte
Eingezechet im tiefsten Raufche.

Hurtig schleudern in den Kerker
Wir die lohen Schwefelbrände,
Daß der Fürst im schweren Qualme
Sein erlauchtes Leben ende!

Und sein guter, treuer Landsmann,
Der da schläft an seiner Seiten,
Wird den Freund wohl mit Vergnügen
In die andre Welt begleiten.

Lustig vorwärts, Kamerade!
Vorwärts, Bruder, ohne Zagen!
Morgen heißt es: in den Kerker
Hat der Donner eingeschlagen.

Ja! dem Himmel aufgebürdet
Seh die Mordthat unsrer Hände;
Und der wüthet heut so wüthisch,
Daß er's selber glaubt am Ende!"

Hastig schreiten sie nun aufwärts,
 Kommen zu den Kerkerthoren;
 Doch es ging von dem Gespräche
 Nicht ein Wörtchen auch verloren.

Denn des Prinzen treuer Page,
 Dem ein Unheil mochte ahnen,
 Folgte ihnen Schritt für Schritte
 Nach auf ihren schlimmen Bahnen.

Sachte sind sie nun getreten
 In das Haus, die Schwefelbrände
 Aus dem Dunkel still zu holen,
 Und entzündend sie behende.

Märchen weckt den Better schleunig,
 Der in leichtem Schlummer nicket,
 Hält die Hand ihm, daß er schweige,
 Bitternd auf den Mund gedrückt.

Chantereine ist schnell und leise
 Schon zum Fenster angekommen,
 Hat nun aus der Hand des Knechtes
 Schon den Brand hinaufgenommen;

Plötzlich mit dem Feuerrohre
Bricht der Bage vor, entschlossen:
In den bodenlosen Abgrund
Stürzt der Bösewicht erschossen.

Wüthend, mit gezücktem Dolche,
Faßt den Bagen nun der Scherge;
Doch, von Heinrichs Schwert getroffen,
Taumelt er hinab die Berge.

Der alte Marko.

„Klara lebst du?“ ruft Johannes
Bang mit lautem Herzenspochen;
Klara liegt am Kerkerlager,
Eine Lilie, sturmgebrochen.

Stumm, mit trostberaubter Miene,
Steht des Fürsten Arzt daneben,
Ohne Raft mit Blick und Händen
Spürend nach dem theuren Leben.

Abgewaschen ihrem Antlitz
Ist die jungfräuliche Lüge,
Und in bleicher Todeschönheit
Zeigen sich die holden Züge.

Rose sind die wirren Haare,
Blutig sind die zarten Hände,
Die im Sturme sich geklammert
An die rauhen Felsenwände.

In die weiche Brust gedrungen
Ist der Dolch des Mordgefellen,
Und der treue, warme Purpur
Quillt hervor in raschen Wellen.

Und ein stilles, starres Lächeln
Ruhet so hold auf ihrem Munde,
Gleich als fühle sie mit Wonne
Bluten ihre tiefe Wunde.

Wer die Liebe hat im Herzen,
Mit dem vollen heißen Triebe,
Fühlt wohl auch die süße Sehnsucht,
Hinzusterben für die Liebe;

Hinzuschütten alles Leben
Mit dem einen süßen Worte:
„Dir!“ — wie stürzt das Blut so freudig
Durch die aufgerissne Pforte! —

Doch der alte, treue Marko
Waltet ohne Rast noch immer;
Sieht vielleicht sein scharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

Kräuter, die der fernste Süden,
 Die der höchste Nord geboren,
 Seiner Kunst geheimste Kräfte
 Werden jetzt von ihm beschworen.

Wonnebebend und verzweifelnd,
 Reicht Johannes ihr die Labe;
 Seine Seele zittert zwischen
 Klara's Lieb' und ihrem Grabe. —

Endlich hebt sich ihre Wimper:
 O du Seligster von allen!
 Freudeschluchzend zum Gebete
 Mußt du auf die Kniee fallen!

Und der alte, treue Marko
 Blickt empor zu Gott und betet:
 „Meine Kunst ist deine Gnade,
 Die vom Tode sie gerettet!“

Klara hebt die matten Augen
 Auf zu dem in Freudezähren,
 Dem zu Liebe bald auf immer
 Sie geschlossen blieben wären.

Und lebendig wird das Lächeln,
Das vom Tode war befangen;
Ein jungfräuliches Erröthen
Dämmert auf den bleichen Wangen.

Die Gotschaft.

Nach Saint-Germain zum Verkaufe
Trägt ein Häuflein Bauersleute,
Was der Herbst mit vollen Händen
Ihm auf Flur und Garten streute.

Neben schwer beladnem Wagen
Läßt der Mann die Geißel knallen;
In der Bäurin feinem Korbe
Wird das schmucke Obst gefallen.

Mit Geschichten, frohen Possen,
Und nun wieder mit Gefängen,
Suchen sie sich wegzustehlen
Ueber ihres Weges Längen.

Hinter ihnen Pferdgetrappel,
Und sie stehen, und sie schweigen,
Und neugierig nach den Reitern
Aug' und Ohr sie rückwärts neigen.

In noch nie gesehner Eile,
 Brausend gleich empörten Wogen,
 In noch nie gesehnen Trachten
 Kommt die Schaar herangesflogen.

Wer? wohin? woher des Weges?
 Rufen die erstaunten Bauern;
 Doch mit Staub die Rosseshufe
 Ihnen schnell den Mund vermauern. —

Es ist Christoph Gonsiowski,
 Von Smolensk der Wojewode,
 Der mit seinen Reitgefährten
 Manches Ross gejagt zu Tode.

Nimmer länger soll Johannes
 Schmachten in den Kerfermauern;
 Wladyslaw, sein treuer Bruder,
 Fühlt herzinniges Bedauern.

Wladyslaw, der Polenkönig,
 König auch im Schwedenlande,
 Ist empört in tiefster Seele
 Ueber Frankreichs freche Schande.

Und er ließ zu seinen Boten
Zürnend seine Stimme tosen,
Und das Wort, das er gesendet
An den König der Franzosen,

Ist ein Blitz in sie gefahren,
Der sie nun fortreißt geschwinde,
Unaufhaltsam nach dem Orte,
Wo er, freigelassen, zünde. —

In dem Schlosse zu Saint-Germain
Schnauben schon die müden Kenner;
Vor den argbetroffenen König
Treten die sarmat'schen Männer.

Schweiß entrollt den kühnen Stirnen,
Und ihr Auge glüht im Zorne,
Drohend klirren ihre Säbel,
Ihre blutgetränkten Sporne.

Und zum König nun beginnet
Gonsiewski so zu reden:
„Wladyslaw hat uns gesendet,
Herr der Polen und der Schweden:

Habt Ihr nicht noch diese Stunde
 Seinen Bruder freigesprochen,
 Soll an Euch und Eurem Lande
 Blutig seyn die Schmach gerochen!

Daß der Prinz das Land durchspähte,
 Euch an Spanien zu verrathen,
 Ist nur eine schöne Lüge
 Eures tückischen Prälaten;

Eine Lüge, ausgebrütet
 Von der Kirche grimmstem Geier;
 Denn in Eurer faulen Krone
 Nistet dieses Ungeheuer!

Oestreich, Spanien und Italien
 Werden sich an Polen halten,
 Eure Macht und Johans Kerker
 Schnell mit einem Hiebe spalten!"

Zornesbleich und furchtergriffen,
 Tiefbeschämnet, starrt zur Erde
 König Ludwig, und gebietet,
 Daß der Prinz befreiet werde.

Die Heimkehr.

Zu Paris am Königsschlosse,
Das der Prinz nunmehr bezogen,
Harrt der Wagen lange Reihe,
Drängen sich des Volkes Wogen.

Auf der kunstgeschmückten Treppe
Stehn die königlichen Gardes,
Dem Andrang des Volkes wehrend
Mit dem Stoß der Hellebarden.

Johann Kasimir, gebleicht
Von des Kummers langem Drucke,
Stieg herab, seit lange wieder
Heut im vollen Fürstenschmucke.

Auf dem Haupt die sammtne Mütze;
Um den Busch des Reihers braunten,
In vielfache Schnur gewunden,
Große helle Diamanten.

An dem sammtnen Oberkleide
Weite Aermel niederhangen,
Drauf das goldne Fell des Widders
Und die Demantkette prangen.

Der kostbare Persergürtel
Trägt des Säbels Eisenbogen
Mit rubinbesetztem Griffe,
Den der Jüngling oft gezogen.

Ihn umrauschen die Begleiter:
Sully, Angouleme, nebst andern,
Sagen ihm viel süße Worte,
Wünschen ihm ein glücklich Wandern.

Doch der Zug, die Treppe nieder,
Muß auf jeder Stufe stoßen,
Unaufhaltsam strömt das Volk zu,
Mit gutmüthigem Frohlocken.

In der Treppe tiefster Ecke,
Hinter des Hatschieren Rücken,
Hat ein Mädchen sich geschmieget,
Auf den Zug hervorzublicken.

Eingebettet in die Stelle
Hat sie sich mit bangem Flehen,
Daß sie dürfe nur noch einmal
Unbemerkt den Prinzen sehen.

Also hat in scheuer Demuth
Klara Hebert sich verborgen;
Nicht mehr braucht ja ihre Liebe
Für den Theuren mehr zu sorgen.

Nicht gewahrt der rauhe Wachmann
Ihres Herzens lautes Pochen,
Und wie manche heiße Thräne
Aus den Augen ihr gebrochen.

Plötzlich hält Johannes inne,
Forschend blickt er in's Gedränge;
Doch nicht sieht er, die er suchet
In des Volkes bunter Menge.

Und der Liebe bange Zweifel
Ihm die Seele jetzt erfassen:
„Klara!“ ruft er laut und schmerzlich,
„Willst du mich im Glück verlassen?“ —

Wie sie so ihn höret rufen,
 Stürzt sie hin mit lautem Weinen,
 Und ohnmächtig liegt das Mädchen
 Auf der Treppe Marmorsteinen.

Festgedrückt an feinen Busen,
 Hält Johannes sie umfassen,
 Mit unendlich süßer Wehmuth
 Küßt er ihre bleichen Wangen.

Lange noch auf ihrem Antlitz
 Ruht sein seliges Betrachten;
 Und es zittert seine Stimme:
 „Lebewohl!“ der Auferwachten.

Zu Graf Angouleme nun spricht er:
 „Eurem Schutz sey sie befohlen;
 Ehret sie, wie es der Freundin
 Biemen mag Johannis von Polen!

Meines Lebens kühne Rettung
 Dank' ich diesen zarten Händen;
 Und daß ich zur lieben Heimath
 Wieder mag die Schritte wenden!“

Rasch besteigt er seinen Wagen:
Und den Prinzen segnet Jeder.
Jetzt verliert sich in der Ferne
Schon das Rollen auch der Räder.

Die Sehnsucht.

Haben wir auch schön geträumet
 Von des Glückes Zauberlanden,
 Wo sich ew'ge Freudenkränze
 Um die trunkenen Schläfe wanden;

Und wir wachen auf am Morgen,
 Nehren zu des Lebens Mühen
 Ohne Klagen wir zurücke;
 Träume müssen ja verblühen.

Also waltet in dem Gasthof
 Klara nach der alten Weise;
 Nur ein feliges Erinnern
 An den Traum umschwebt sie leise.

Mit gewohnter, holder Miene
 Grüßet sie die frohen Becher;
 Doch am freundlichsten vor allen
 Füllet Einem sie den Becher.

Oft auch sah man, wie die Jungfrau
 Und der Krieger lange sprachen;
 Heinrich ist es, der gestanden
 Bei des Prinzen Kerkerwachen.

Heinrich weiß gar viel zu rühmen
 Von dem schönen Fürstenjungen,
 Wie dem Stolzen nie das Unglück
 Einen Klage laut erzwungen.

Eines aber hoch zu preisen
 Seine Worte nie vergaßen:
 Wie der Prinz den bösen Hauptmann
 Chanteraine einst angelassen.

Dieser trat mit plumpem Troze
 Vor den Stillen, scheinbar Zahmen,
 Ihm den Säbel abzufordern
 Frech in König Ludwigs Namen.

Doch wie donnerte der Jüngling:
 „Ich bin Johann, Prinz von Polen!
 Rüstet ihn nach meinem Schwerte,
 Mag's dein König selber holen!“

Feig verzagend vor dem Kühnen,
 Sucht der Hauptmann seine Rotten
 Zu Gewaltthat aufzustacheln
 Mit Befehl und scharfem Spotte.

Ha! wie hat der Polenjüngling
 Jetzt sein tapfres Schwert geschwungen!
 Ha! wie ist er auf den Hauptmann,
 Auf die Knechte eingedrungen!

Und die Rotten feiler Schergen
 Taumelte zurück, erschrocken,
 Wie der Sturmwind auseinander
 Jagt der Spreu geringe Flocken. —

Schwellend hat bei solchen Reden
 Klara's Busen sich erhoben;
 Süßer Klang ist's für die Jungfrau,
 Hört sie den Geliebten loben. — —

War nun Klara gegen jeden
 Froh und freundlich tagesüber;
 Wenn sie endlich kann allein sehn,
 Ist sie Abends um so trüber.

Ist ihr auch das Glück der Liebe
Wie ein Traum vorübergangen,
Werden doch in stiller Sehnsucht
Täglich blässer ihre Wangen.

Oft in heitern, schönen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne scheinen,
Wandelt Klara, fein gedenkend,
An dem Strand mit leisem Weinen;

Horchet in die Meeresweiten,
In die stummen, regungslosen:
Keine fernen Ruderschläge? —
Keine Lieder der Matrosen? —

Wirft das Meer in trüben Nächten
Seine Wellen an's Gestade,
Wandelt Klara still und einsam
Ihres Grams geheime Pfade.

Aber nicht vom stillen Meere,
Nicht vom Meere, sturmgeschlagen,
Harret sie auch manche Jahre,
Wird der Theure hergetragen.

Der Ring.

Jubelnd ist der Tag erschienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauschend
Nieder seine Strahlenwonne.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen sich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel schauen.

Nur die Lerchen, Freude singend,
Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüssen,
Faucht die Welle der Durance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Mara Hebert und Johannes
Mit verschwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verrätherische Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen: —
Wandeln sie auch heute wieder.

Und in seliger Verschlingung
Kehren sie zum trauten Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die ersten-leisen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
Kosen, Fremdlinge seit lange,
Kehrten schüchtern heute wieder
Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felsenhause,
Das nun wieder wüßt und einsam,
Wandeln Klara, ihre Mutter,
Und Johannes froh gemeinsam.

Selbst die rauhen, öden Klippen
Hält die Freude jetzt umschlungen;
Nur wie leichte Nebel schleichen
Durch's Gestein Erinnerungen.

Als sie treten in das düstre
Und verhängnißvolle Zimmer,
Treffen die erstaunten Frauen
Crucifix und Kerzenschimmer.

Und dem Priester, der sie grüßet,
Harrt am Munde schon der Segen;
Auch der alte, treue Marko
Eilt der Jungfrau froh entgegen. —

Klara trug das goldne Kinglein
Auf der stillen Herzenswunde,
Das ihr scheidend einst gegeben
Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
Sah das Volk gar hell erglänzen,
Mit prophetischem Gemahnen
An das Grün von Myrtenkränzen.

Die Marionetten.

Nachtstück.



Erster Gesang.

Der Gang zum Eremiten.

Grau düstre Felsen sah ich trotzig ragen
Aus eines Thales stillen Finsternissen,
Als wollten kühn den Himmel sie verjagen,
Dem sie den Schleier vom Gesicht gerissen.
Abgründe, ihre Niesengräber, lauern
In sicherer Geduld zu ihren Füßen.
Kein Vogelsang, kein Bach, kein Waldeschauern;
Kein Klage-ton entfährt dem finstern Thale;
Nur stummes, unermesslich wildes Trauern.
Einsam verklümmert steht der Strauch, der kahle,
Hat Regen nur und Sturm und Frost erlebt,
Stirbt ungeliebt vom süßen Sonnenstrahle.
An seinen Nestern, windgefächelt, bebt
Die Wolle eines Lamms in stummer Klage,
Und des zerrissnen Blut am Boden klebt.
Dort fliegt mit leisem, fattem Flügelschlage
Ein Geier seinem Felsenhorste zu.
Auf grüner Trift, erquickt vom Sommertage,

Schuldloses Lamm, wie fröhlich irrtest du
Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
Indeß auf dich aus heitrer Lüfte Ruh
Vormordend Geierblicke niederschossen!
Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
Kommt plötzlich auf das Lamm herabgestoßen,
Und reißt es fort aus seinem Jugendglück.
Hoch über Wälder, Thale, Felsenriffe
Fliegt er damit in seine Nacht zurück.
Es zittert, wimmert; doch mit festrem Griffe
Umklammert er's, ob sich am Angstgeschrei
Die scharfe Gier des Mörders scharfer schliffe. —
Nun drang ich tiefer, an dem Strauch vorbei,
Und wilder immer ward des Thales Grund,
Die dunkle Wiege der Melancholei.
Da bricht aus dornumstarrtem Felsenmund
Ein Quell hervor, die bange Ruh zu stören,
Und braust hinunter in den offenen Schlund.
Unheimlich ist und grausenvoll zu hören
Das hohle Tosen in den Steinverliefen,
Wo murmelnd Nacht und Tod sich Treue schwören.
Wie, trauernd nach verlorenen Paradiesen,
Des Freundes Haupt an's Herz des Freundes fällt,
Umarmen sich die ernstest Felsenriesen.

Und weiter drang ich, — dämmerlich erhellt
War mir die Schlucht; es fiel ein leiser Regen;
Der Himmel Blitze durch die Felsen schnell',
Und fernher klang's von dumpfen Donnerschlägen.
Gar seltsam bleich erschien mir das Gesicht
Des Eremiten, der mir trat entgegen.
Es wankt' um ihn ein zweifelhaftes Licht;
Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht.
Er faßt den Alten an den grauen Haaren;
Der aber schreitet durch des Sturmes Macht,
Uneingedenk der Wetter und Gefahren.
Bald ist er mir begraben von der Nacht,
Bald wieder glüht er auf im Wetterschein,
Als hätt' ihn hell der Windstoß angefacht.
Nun schritt er näher und gewährte mein,
Und hieß mich froh mit gastlich mildem Worte
In seinen Wildnissen willkommen seyn.
Und durch des Klippenthals geheimste Orte,
Durch des Gewitters wachsendes Gebrause
Führt' er mich fort zu einer schmalen Pforte,
Und grüßte mich in seiner öden Klause.

Zweiter Gesang.

Lorenzo.

Der Sturm verstummte, die Gewitter schwiegen,
 Das volle Mondlicht hatte sich ergossen,
 Beruhigend sich an das Thal zu schmiegen.
 Ich saß mit meinem wirthlichen Genossen
 Beim Abendmahl; da hob er seinen Wein,
 Mich feierlich einladend, anzustoßen.
 Ein Frauenbild, erhellt von Lampenschein,
 hing an der Wand, umhüllt von schwarzem Flor:
 Drauf wies er hin und sprach: „ich denke dein!“
 Und plötzlich stürzten Thränen ihm hervor.
 Auf seinen Zügen lag ein tiefes Leid,
 Wie er im theuren Bilde sich verlor.
 Ich that auf's Wohl der Todten ihm Bescheid,
 Und als ich anstieß mit dem trüben Becher,
 Da hatte heimlich mir die Ewigkeit
 Von ihrem Ernst geträufelt in den Becher.
 Der Eremit begann mit scheuem Munde
 Von einer schwarzen That und ihrem Rächer
 Zu geben mir die schandervolle Kunde.
 Und wie er in's vergangne Leben schied,

Reiß er die Zeit von jeder Herzenswunde. —
 — Du, Gott des Schmerzes, rüste du mein Lied,
 Und wappne mich auf den verwegnen Gang
 Durch's ungeheuer nächtliche Gebiet.
 Gib mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
 Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe;
 Gib mir ein Herz, das lauten Wetterklang
 Wie süße Nachtigallenlieder schlürfe!
 Und wenn in's Thal mit grimmigem Frohlocken
 Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
 Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken:
 Dem Herzen sey's schwermüthiges Behagen,
 Wie Niedersäufeln wecker Blüthenfloeken! —
 „Graf Robert sehnte sich nach stillen Tagen.
 Er hatte viel sich durch die Welt getrieben,
 Des Lebens manchen heißen Kampf geschlagen.
 Im Herbst der Tage schwanden ihm die Lieben;
 Da wird die Freudenflur so still, so leer!
 Wohl dir, ist dann ein Kind dir noch geblieben;
 Dir fallen leiser dann und minder schwer
 Des Alters unvermeidlich bittre Loose,
 Dir weht es milder von den Gräbern her!
 Roberto klagt an manchen Hügel's Moose,
 Trübhabernd mit den räuberischen Jahren:

Nun hing sein Herz an seiner letzten Rose.
 Geschieden von der Welt bewegten Schaaren
 Hat sich sein Herz, das nur den Frieden sucht,
 Des Glückes letzte Spur sich zu bewahren.
 Er zog mit seinem Kind in diese Schlucht;
 Maria that in ihrer Morgenblüthe
 Der Einsamkeit entsagungsvolle Flucht.
 An Schönheit wunderbar, an tiefer Güte,
 War selige Genüg' ihr stilles Leben,
 Daß sie den Abend ihres Vaters hülte.
 Auf jenen Felsen, die am höchsten streben,
 Staud ihm sein Ahnenschloß, seit lange wüßte,
 Wehrlos dem Sturz der Zeiten hingegeben;
 Von wannen einst in krieg'rischem Gelüste
 Der Ritter brausen ließ die blut'gen Fahnen,
 Wo man den Freund mit Wein und Sang begrüßte.
 Dahin von seinen stürmbewegten Bahnen
 Trieb ihn die Sehnsucht, nach den Tannenhainen,
 Zur längst verglühten Asche seiner Ahnen.
 „Dort will ich meine letzte Thräne weinen
 Dem treuen Weib; dort wird dem Tode mild
 Des Kindes Lieb in's finstre Antlitz scheinen!“
 So malte sich sein Herz des Schicksals Bild,
 Als mit Marien er die alten Mauern

Bezog in diesem einsamen Gefild.“ —
 Nun schwieg der Eremit und sank mit Schauern
 Zurück in der Erinnerung dunkle Nächte;
 Bis wieder er begann mit tiefem Trauern:
 „Ich war ein Jüngling, würdigem Geschlechte
 Entsprossen, mit dem tapfern alten Grafen
 Zurückgekehrt aus rühmlichem Gefechte,
 Als mich die Blicke seiner Tochter trafen
 Und mich durchdrangen mit so heißen Wunden,
 Die nur mit meinem letzten Hauch entschlafen.
 Hab' ich auch Liebe nicht bei ihr gefunden,
 Blieb doch seit jenem süßen Augenblick
 Der Wunsch, je zu genesen, überwunden.
 Roberto, gönnend mir ein froh Geschick,
 Erhoffte von der leisen Macht der Tage,
 Daß sich ihr Herz noch neige meinem Glück,
 Und daß ich nicht dem Waffenfreund versage,
 Zu folgen ihm auf seiner Väter Schloß.
 Ich folgte trauernd, aber ohne Klage.
 Wenn ich die Näh' der Himmlischen genoß,
 Der Wimper keine Bettlerin entschlich,
 Was ich an Thränen einsam auch vergoß.
 Ein schnelles Jahr, voll bitterer Wonn, entwich,
 Umsonst hat sie mein stummer Schmerz beschworen;

Mir sprach kein Hauch, kein Blick: ich liebe dich!
 Das Loos hatt' einen Andern ihr erkoren,
 Der wie ein Sturm ihr junges Herz bezwang,
 An den sie Herz und all ihr Glück verloren. —
 Einst saßen wir am steilen Felsenhang
 Vor dem Ruinenschloß und überließen
 Nachsinnend uns dem Sonnenuntergang.
 Dort sah ich ganz die Rose sich erschließen:
 Maria's offnes Auge, tief und klar,
 Schien Seelen in den Abend auszugießen;
 Die leisen Winde küßten ihr das Haar,
 Auf ihren Busen kamen, sich zu wiegen,
 Die Purpurstrahlen hell und wunderbar;
 Der Himmel schien am Halse ihr zu liegen.
 Ich aber wünscht', es möchte meine Seele
 In solchem Anblick sterben und versiegen.
 Und ich begann, daß ich mein Leid verhehle,
 Zu singen mit Robert, dem Mann der Waffen,
 Ein altes Reiterlied aus voller Kehle.
 Da stört' uns plötzlich lautes Hundeklaffen;
 Zwei Doggen kamen schnell heraufgesprungen,
 Als wollten sie dem Wind ein Wild entrafen,
 Und hinterdrein, von Fels zu Fels geschwungen,
 Mit stolzem Wuchs, weibmännisch angethan,

Die Faust um's schlanke Feuerrohr geschlungen,
 Kam rasch und kühl ein Mann den Berg heran.
 Und mich erfasst' ein sonderbar Gefühl,
 Als ich ihn sah mit leichtem Gruße nah:
 Die Stirne brütend und gewitterschwül,
 Die Augen zwei gefangne Blitze brennen;
 Doch lag es um die Lippen ihm so kühl,
 Ein Räthsel, unerfreulich zu erkennen.
 Die Blässe sprach: dies Herz hat keinen Frieden;
 Unheimlich schön war die Gestalt zu nennen.
 Ob auch Maria's Blicke ihn vermieden,
 Ich sah des Vaters Hand sie zitternd fassen;
 Auf immer war die Ruh' von ihr geschieden,
 Ich sah ihr wechselnd Glühen und Erblaffen;
 Und ich empfand in meines Herzens Grunde
 Zu jenem Fremden ahnungsvolles Hassen.
 Ich will vollenden dir die trübe Kunde;
 Doch vor Maria's theurem Bilde nicht.
 Komm, folge mir in dieser stillen Stunde!"
 So sprach der Eremit und nahm ein Licht,
 Und ernst verließen wir das öde Haus;
 Er sah mir recht bekümmert in's Gesicht,
 Und wies mir in die dunkle Nacht hinaus.

Dritter Gesang.**Antonio.**

Der Klausner trug die leuchtende Laterne.
Fort war der Mond; aus finstern Wolken glommen
Nur matt und scheu hervor die seltenen Sterne.
Mich aber hatte plötzlich überkommen
Die große Wehmuth der Vergangenheit.
Ich that dem Alten schweigend und beklommen
Durch seinen dunklen Garten das Geleit.
Ich dachte traurig an so manches Grab,
Und allen Todten war mein Herz geweiht.
Auch die Natur, die nächtlich stille, gab
Gedankenvoller Wehmuth sich zu eigen;
Nach dem Gewitter tropft' es noch herab
Wie weinendes Erinnern von den Zweigen.
So mochten wir wohl eine Stunde ziehn
Durch Fels und Wald mit ungebrochnem Schweigen.
Wir sah'n die Wolken kommen und entfliehn,
Den Mond verhüllen bald, und wiedergeben.
Drauf wies der Alte sinnig deutend hin,

Und endlich sprach er: „dort am Fels erheben
 Die Mauern sich vom alten Grafenschloß;
 Dort wollen wir den Nest der Nacht verleben!“
 Und schneller schritt mein leitender Genofß
 Den Bergpfad mir voran im Mondenscheine,
 Der wie versöhnend die Ruin' umfloß.
 „Hier,“ — fuhr der Alte fort — „an diesem Steine,
 Hier saß Maria, ich vergess' es nimmer,
 Die schöne Jungfrau noch, die himmlisch reine,
 Umspielt vom linden West, vom Abendshimmer.
 Hier stand vor ihr der falsche Bösewicht,
 Der lächelnd sie zerbrach in kalte Trümmer.
 O Maienluft! o helles Abendlicht!
 Warum habt ihr das arme Kind verrathen,
 Da ihr geschmeichelt um ihr Angesicht,
 Daß ihre tiefsten Blicke auf sich thaten,
 Daß ihre Reize all', von euch betrogen,
 Unselig siegreich auf die Wange traten!
 Wie heiß Lorenzo's Blicke sie umflogen!
 Und, schwelgend in der Blüthe vollem Prangen,
 Den holden Reichthum trunkenhaft erwogen!
 Wie zauberisch Lorenzo's Rippen klangen!
 Bald süß und weich die weltgeschliffnen Worte,
 Bald kühn und kräftig auf den Hörer drangen,

Womit er leicht ein junges Herz durchbohrte!
 Den Vater auch bezwang der Rede Kraft,
 Und brach zu seiner Gunst die letzte Pforte.
 Mir ward Roberto's Schloß zur Kerkerhaft;
 Ich stieg zu Noß in selber Nacht und sprengte
 Von dannen schnell mit meiner Leidenschaft.
 Doch ob ich auch mich in die Schlachten mengte,
 Ich konnte nicht die Glut im Herzen mildern,
 Die heimlich und unlöschbar mich versengte.
 Lang kämpft' ich mit des Zweifels schwanken Bildern,
 Bis aus der Heimath mir ein Bote kam,
 Die traurige Gewißheit mir zu schildern:
 Wie der Verführer frech und ohne Scham
 Gar bald die Eide brach, die er geschworen:
 Lorenzo floh; Maria starb vor Gram.
 Wie bitter schwer Roberto sie verloren,
 Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
 An seines Kindes kalter Leich' erfroren;
 Und wie sein Blick, ins todte Kind versunken,
 Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
 Und sich mit wilder Rache voll getrunken.
 Die Nacht des Wahnsinns schlug sich um sein Haupt;
 Sie trieb ihn fort und fort nach allen Winden
 Raßlos, wie durch den Wald der Jäger schnaubt.

Doch sah er stets die blut'ge Hoffnung schwinden;
Durch Land und Meer trieb ihn der Rache Qual,
Er konnte nicht die Spur Lorenzo's finden.
Da fuhr ihm plötzlich, wie ein Wetterstrahl,
Prophetisch durch der Seele Finsterniß
Die Sehnsucht nach dem fernen Felsenthal;
Und was ihn erst in alle Fernen riß,
Nun zwang es ihn zurück in diese Räume,
Als wäre hier sein Opfer ihm gewiß.
Hier träumt' er immer wilder seine Träume,
Die rings umher getreue Freunde hatten:
Ruinen, Gräber, finstre Tannenbäume.
Wie auf der Wüste, dürr und ohne Schatten,
Wenn sie den Tag um dunkle Nacht vertauscht,
Der Wandrer sinkt in durstendem Ermatten,
Einschläft und träumt, daß ihm die Quelle rauscht;
Vom Sand empor dann fährt der Frohbethörte,
Und in die Nacht, die dunkle, stille lauscht:
So war's Robert, wenn's ihn vom Schlaf empörte,
Als ob er aus Lorenzo's Busen noch
Die heißersehnte Quelle rieseln hörte.
Wenn dann das schwarze Traumbild sich verkroch,
Wie glühend quält' es ihn, zu hören nur
Des eignen Herzens einsames Gepöck!

Oft wenn er so empor vom Lager fuhr,
 Erweckt' er seine alten, treuen Knechte,
 Und schwor mit ihnen seinen Nacheschwur.
 Auch trieb er oft mit ihnen lange Nächte
 Ein närrisch Puppenspiel, worein er trug
 Wahrheit und Traum in grausigem Geflechte.
 Die Puppen mußten spielen, Zug für Zug,
 Viel längstvergangne, traurige Geschichten,
 Nachtappen seinem wilden Geistesflug;
 Doch immer war das Spiel ein Klagen, Nichten:
 Unheimlich kindisch war des Alten Drang,
 Auch nur im Bild Lorenzo zu vernichten.
 So lebte Robert manche Jahre lang;
 Von allen Wandrern, die das Thal betreten,
 That keiner nach dem Schlosse mehr den Gang.
 Doch kam ein Abend: Maienlüfte wehten,
 Es ruhte auf dem alten Schloßgestein
 Der Strahl, wie einst, mit röthlichem Verspäten.
 Roberto saß betrübt im Abendschein,
 Und sinnend sank das Haupt ihm, das ergraute,
 Und hüllte ins Vergangne ganz sich ein.
 Wie er nun klar sein Kind Maria schaute,
 Und wie sein starrer Blick leibhaft vor sich
 Das Bild Lorenzo's in die Dämm'ring baute:

Da schallten Tritte und — sein Traum entwich —
 Ein junger Mann nun plötzlich vor ihm stand,
 Der wunderbar genau Lorenzo glich.
 Es war Lorenzo's Sohn. Aus fernem Land
 War er gefolgt dem dunklen Trieb, zu reisen,
 Bis sich sein Pfad in diese Thäler wand,
 Und ihn mit Lockungen, mit holden, leisen,
 Verführte schlangenhaft in diese Schluchten,
 Nach des Verhängnisses geheimen Kreisen.
 „Halloh! nun endlich hab' ich dich, Verfluchten!“
 So rief Robert, sprang auf und hielt ihn fest;
 „Gelüftet dich nach meinem Kind, Verruchten?
 Stahlst du nicht frevelnd mir den letzten Rest?
 Lorenzo, hab' für dich kein Opfer mehr!
 Maria ist von deinem Fuß verwest!“
 Und riesenkräftig schleift er ihn einher.
 Was ihm an Kraft geschwunden mit den Jahren,
 Beschwor die Wuth zu schneller Wiederkehr.
 Mit Flammenaugen, weißen Flatterhaaren,
 Ist er mit ihm zu jenes Thurmes Thüre,
 Ein Rachedämon, brausend hingefahren.
 Umsonst betheuert Antonio's Schwüre,
 Es sey Lorenzo's vorwurfsloser Sohn,
 Um den er seine Eisenkette schnüre;

Und seiner Knechte Wort klang ihm wie Hohn,
 Daß weß und grau ja längst Lorenzo sey,
 Da dreißig Jahre schon nach ihm entflohn.
 Dem Wahnsinn war das Alte nicht vorbei:
 Lorenzo's Züge waren mit den Zeiten
 Gealtert nicht in seiner Phantasei.
 Und in des Thurmes finstern Einsamkeiten,
 War nun Antonio's schrecklich Loos, zu schmachten,
 Zu hören stets die Todesstunde schreiten.
 Roberto säumte noch, ihn hinzuschlachten:
 „Bis seinen Lauf der bleiche Mond vollendet,
 Soll dich die feste Kerkerwand umnachten.
 Die Frist sey dir, Verbrecher, noch gespendet,
 Auf daß auch dich dein Vater sterben sehe!“
 Und in die Ferne ward ein Brief gesendet.
 Lorenzo ahnte nicht des Schicksals Nähe.
 Schon war verschlummert seine Jugendsünde,
 Sein Herz erwarmet in beglückter Ehe:
 Da kam das Schreckensblatt von seinem Kinde;
 Da brach er auf und flog mit Sturmesseile,
 Daß er Antonio noch lebendig finde,
 Daß er des Wahnsinns blut'gen Irrthum heile,
 Und das schuldlose Opfer schnell erlöse;
 Wo nicht, den Tod mit seinem Sohne theile.

Wohl mahnte laut sein Herz ihn an das Böse
 Der Jugendschuld, als er dem Schloß genah,

Mit des Gewissens hämmerndem Getöse;
 Wohl trieb er seinen Witz nach klugem Rath,
 Wie er den Sohn entreiße der Gefahr,
 Und selber nicht bezahle seine That.

Ihm folgte schützend eine Waffenschaar
 Zum Schlosse, das ihm schon entgegendrohte,
 Raub, wie der Rache thürmender Altar.

Durch Nebel taucht' empor das blutigrothe
 Antlitz des Mondes am bewegten Himmel,
 Der schreckensvollen Nacht ein ernster Bote.

Der Wolken trübweiffagendes Gewimmel
 Flog unftet über's Thal; die Winde trugen
 Herüber fernem Donners dumpf Getümmel:

Als an das Grafenschloß die Wanderer schlugen,
 Und bald darauf das Thor, das langentwöhnte,
 Einlaß gewährend knarrt' in seinen Fugen.

Ihr scheuer Tritt im öden Burghof tönte,
 Wo alles einsam, still und finster lag,
 Durch's hohe Gras allein der Windhauch stöhnte.

Die Waffenknechte lauschten stumm und zag;
 Lorenzo hört des Busens alten Wächter
 Stets lauter mit erinnerungsvollem Schlag,



Und ihn ergriff, wie die gedungnen Fechter,
 Ein Grauen: plötzlich aus des Schlosses Tiefen
 Schnitt durch die Nacht ein höhnisches Gelächter;
 Dann todesstill; — dann wirre Stimmen riefen.
 Schon sah Lorenzo, dem der Muth zerbrach,
 Die Nacht vom Blute seines Kindes triefen.
 Und zaudernd schritten sie dem Laute nach,
 Und über Treppen, dunkle Hallengänge,
 Betraten sie ein dämmerndes Gemach.
 Hier sah'n sie das phantastische Gepränge
 Der wunderlichen Marionettenbühne;
 Hier lernten sie verstehn die grausen Klänge.
 So eben eifert der wahnwitzig kühne
 Poet, daß er auch strafe die Bethörung
 An seinem Helden und das Schicksal fühne:
 Und mit den Worten innigster Empörung
 Empfing den Todesstreich Lorenzo's Puppe.
 Jetzt fuhr der Alte auf, entzückt der Störung:
 „Ihr Herren, wie behagt euch diese Gruppe?
 Soll wiederholet werden euch zu Ehren
 Von meinem tüchtigsten Schauspielertruppe!
 Ich kenn' euch wohl und euer heiß Begehren:
 Doch wollet nur indeß Gedulden tragen,
 Und lustig erst den Willkommensbecher leeren!“

Der Vorhang fiel; doch wollte nicht behagen
Der Becher, den Roberto's Knechte reichten,
Bis wieder ward der Vorhang aufgeschlagen.
Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
Begannen ihren Tanz die Marionetten;
Doch schrecklich, daß die Gäste dran erbleichten,
Denn plötzlich schauten sie, geschleift an Ketten,
Verhöhnt von Roberts tragischem Sermon,
Mit plumpem Tritt — Antonio's Leiche treten.
Lorenzo starb vor Schreck an seinem Sohn;
Die Knechte hüllten schreiend ihr Gesicht,
Und mit Entsetzen stürzten sie davon.“ —
So weit des Klausners nächtlicher Bericht.
Und ich erwacht' an eines Baches Rand,
Als durch die Felsen drang das Morgenlicht,
Nachsinnend, wo der Eremit verschwand;
Ob Wahrheit, was nun meine Sinne mied,
Ob eines bösen Traumes wilder Land? —
Und als ich aus dem Klippenthale schied,
Sah wieder ich des Lammes Wolle heben
Am Strauche, den die Sonne ewig flieht,
Im Hintergrund den stillen Geier schweben.

Anna.

(Nach einer schwedischen Sage.)

I.

Anna steht in sich versunken,
Blicket in den See hinein,
Weidet, eigner Schönheit trunken,
Sich an ihrem Widerschein.

Sie beginnt hinab zu reden:
Wunderholde Jungfrau, sprich,
Schönstes Bild im Lande Schweden,
Bin ich du? und bist du ich?

Nein, o nein, ich glaub' es nimmer,
Wenn es auch die Welt mir schwört,
Daß so heller Rosenschimmer
Meinen Wangen angehört.

Dieser Mund, ist er der meine,
Den dies süße Lächeln bricht?
Seh' ich doch, wie auch der deine
Fragend mir entgegenspricht.

Liebes Wasser, sag, erzähle,
Hast mein Auge du gemalt?
Oder ist des Himmels Seele,
Was dein Spiegel widerstrahlt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes Näh',
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihn leuchten in den See.

Nach dem Bilde niederhängend,
Starrt sie zweifelnd und beglückt,
Und das Bild, ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

Fragt das Bild, im Wasser schwebend:
Anna hab' ich dich erreicht?
Fragt das Mädchen, freudig bebend:
Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Geberden,
Die das Bild ihr abgeläuscht,
Sieht sich Anna schöner werden,
Und die Jungfrau steht berauscht.

„Wenn so schön ich immer bliebe!
 Muß dies Bild denn auch vergehn?“
 Ruft sie, eitler Eigenliebe,
 Horch! die Winde saufend wehn!

Kauschend wird ihr Bild zertrümmert
 Im empörten Wellenschaum;
 Und das Mädchen sieht bekümmert
 Sich darin vergehn wie Traum.

Und im Walde knarrt es knickend,
 Und am Ufer schwankt das Rohr,
 Aus den Weiden, freundlich nickend,
 Huscht ein altes Weib hervor.

Alte spricht, und weint verstohlen:
 „Wie dein Bild im Wind zerfuhr,
 Würden deine Kinder holen
 Deiner Schönheit letzte Spur.“

„Denn die Schönheit ihrer Mutter
 Ist der Kinder liebster Fraß,
 Ist der Kinder feinstes Futter;
 Schöne Jungfrau, merk' dir das!“

„Wag es nur und kehre wieder
Nach dem ersten Wochentweh,
Komm und spiegle deine Glieder
Dann im peinlich klaren See.“

„Komm und schau dann mit Entsetzen
Deine Brüste, junges Blut,
Gleich gezogenen Fischernezen
Zitternd schwimmen in der Flut.“

„O dann frage deinen Schatten:
Wangen seyd ihr mein, so bleich?
Augen mein, ihr hohlen, matten?
Weinen wirft du in den Teich.“

„Kommt ein Mann, um dich zu freien,
Eile du zu mir geschwind:
Und ich will den Leib dir feien,
Daß du nie empfängst ein Kind.“

Anna spricht mit dunklen Schauern:
Wenn du mir zu helfen meinst,
Daß die Schönheit mir mag dauern,
Mütterlein, so komm' ich einst.

II.

Vor dem Fenster steht der Ritter,
Singt bei Nacht mit süßem Laut,
Schlägt dazu die helle Zitter:
„Willst du heißen meine Braut?“

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!“

„Schmücke dir mit Edelsteinen,
Gold und Perlen Hals und Hand,
Liebchen, schmücke dich mit meinen
Narben aus dem heil'gen Land.“

„Morgen wird die Sonne steigen;
Strahlt herauf die Sonne klar,
Soll sie meinen Wuchs dir zeigen,
Und dir leuchten zum Altar.“

„Hier an diesem Rosensprosse
 Häng' ich dir mein Kinglein auf!“
 Sang's und schwang sich auf zu Koffe,
 Sprengt davon im flücht'gen Lauf. —

„Willst du meinen Finger tauschen,
 Kinglein, mit dem Rosenreis?“
 Anna nimmt's, die Hecken rauschen,
 Und im Dickicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne,
 Durch den Blütenstrauch herein
 Wiegt sich eine Blendlaterne,
 Wie Johannis Käferschein.

Freundlich nickend, bleich verdüstert,
 Steht das Mütterlein vom See,
 Weint verstohlen, und sie flüstert:
 „Schöne Jungfrau, weh dir, weh!“

„Von den Rosen hier empfangen
 Hast du's Kinglein, und es droht
 Bald den Rosen deiner Wangen
 Dieses Kinglein bleichen Tod.“

„Folge mir!“ — Sie schreiten beide
 Weite Strecken stumm und sacht
 Ueber eine öde Haide
 In der stummen, dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl stille
 Hält das alte Zauberweib:
 „Bräutchen, ist's dein fester Wille,
 Daß unfruchtbar sey dein Leib?“

„Willst?“ — „„Ich will es!““ und sie schleichen
 Setzt die Mühlentrepf' empor,
 Feiernd stehn die Flügelspeichen,
 Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner sieben
 Aus dem Sack die Alte greift,
 Und das Kinglein ihres Lieben
 Sie der Braut vom Finger streift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,
 — Spricht das Mütterlein vom See —
 Würdest Sieben du gebären
 In der schmerzenreichen Eh.“

Durch das Kinglein wirft hinunter
 Sie ein Korn zum runden Stein:
 Plötzlich wird die Mühle munter,
 Brausend fällt ein Windstoß drein;

Und die Mühle mahlt im Winde,
 Schauernd hört die junge Braut
 Leise, wie von einem Kinde,
 Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todtstill in alle Weite,
 Anna hört ihr Herz allein,
 Und die Alte wirft das zweite
 Weizenkorn hinab zum Stein:

Wieder mahlt die Mühl' im Winde,
 Schmerzend hört die junge Braut
 Leise, wie von einem Kinde,
 Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
 Fünfte Korn, noch zwei hinein:
 Jedmal sich der Windstoß rührte,
 Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
Wieder Ruh — der Vollmond schimmert
Nieder auf die stille Haid.

Mütterlein jetzt freudig sichert,
Steckt das Kinglein ihr zurück:
„Nie ergreift dich, bist gesichert,
Jammervolles Mutterglück!“

Heim, zuvor den Morgenstunden,
Gilt nun Anna, fürcht't sich schier;
Schüchtern blickt sie um — verschwunden
Ist die Alte hinter ihr.

Schautet ihr das Bräutchen schwärmen
Auf der Haid' im Mondenstrahl,
Wirdet ihr im Schloß nicht lärmern,
Küsten nicht das Hochzeitmahl.

Dreier Tage galt's ein Jagen,
Scholl das Horn in Wald und Klust,
Mancher Keuler ward erschlagen,
Vögel stürzten aus der Luft.

Und der Hirsch, der Stolz der Schluchten,
Liegt mit zwanzig Enden kalt,
Liegt, als hätt' er auf den Fluchten
Mitgerissen ein Stück Wald.

Dem zur Ehre seines Festes
Rief der Ritter in den Forst:
„Lieber Wald! heraus dein Bestes,
Schönstes an Geweih und Borst!“

Früh am Morgen in dem Schlosse
Werden hundert Gäste laut,
Mit dem Ritter, hoch zu Rosse,
Holen sie die schöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeschmeide,
Strahlt in Schönheit wunderbar,
Daß das Volk aufschreit vor Freude,
Wo vorüberzieht die Schaar.

Kein so schönes Weib begegnet
Heut der Sonne auf der Welt;
Und der Priester, wie er segnet,
Vor Erstaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
Sie der Priester angetraut,
In die Schönheit ihres Leibes,
Seinen offenen Himmel, schaut.

Anna freut sich all des Glanzes,
Ihres Ritters freut sie sich,
Ihres grünen Myrtenkranzes,
Ihrer selbst herzinniglich.

Bald beginnt ein festlich Schmausen,
Geigenschall und Hörnerklang,
Lebehoch! und Tanzesbrausen,
Becherklirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
Dicht in ihres Ohres Näh'
Hört die schöne Braut, beklommen,
Rauschen den bekannten See.

Trüb ihr alle Herzen flimmern,
 Und die Luft wird ihr so schwül,
 Durch's Getös das leise Wimmern
 Hört sie von der Haidemühl.

IV.

Sieben Jahre sind verfloßen
 Spurlos, wie die Flut in's Meer,
 Seit der Ebund ward geschlossen,
 Heute ist die Jahreskehr.

Anna wird im Land besungen
 Als die allerschönste Frau;
 Sie empfängt die Huldigungen,
 Wie die Rose ihren Thau.

Keines von den süßen Liedern
 Mag ein Blick gerührter Huld,
 Mag ein süßes Wort erwiedern;
 Anna trägt nur eine Schuld.

Oftmals bei geschlossenem Kiegel
Ist sie unbelauscht allein,
Stürzt ihr Aug' sich in den Spiegel,
Schwelgt in ihrem Widerschein.

Gerne mag sich Anna zieren,
Reich geschmückt am Spiegel stehn;
Bis sie fühlt geheimes Frieren,
Wenn sie lang hineingesehn.

Klirrt und rauscht dann Gold und Seide,
Dünkt ihr oft, es werde wach
Jener hange Laut der Haide,
Der manchmal ihr wehte nach.

Anna ist so schön geblieben,
Wie als Braut einst am Altar,
Erich trauert, daß sein Lieben
Und sein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten sie zum Schlosse
Heim von einer Kindestauf;
Als ihr leuchtender Genosse
Zieht der volle Mond herauf.

Erich reitet in Gedanken
 Hinter seinem Weibe fort,
 Sieht des Waldes Schatten wanken,
 Unstet wechselnd hier und dort.

Als sie heiter traben beide,
 In Gedanken, ohne Laut,
 Als sie kommen auf die Haide,
 Wo sie einst geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
 Um die Reiterin verkürzt,
 Und das Bild erschreckt den Gatten,
 Ob sein Weib vom Kopf gestürzt?

Nein, sie sitzt! „Gott sey uns gnädig!“
 Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
 Nur dein Kopf, als ging' es ledig,
 Keinen Schatten wirft dein Leib!“

Aber Anna treibt den Zelter,
 Bitternd vor dem Mondenstrahl,
 Vor dem himmlischen Bergelter,
 Und dem zürnenden Gemahl.

Jezo stürzt sie bang zu Füßen
Ihrem Herrn im Schlafgemach,
Sie bekennt in Thränengüssen,
Flehend, was sie einst verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde;
Süßer sonst als Blumenduft,
Trifft der Hauch aus ihrem Munde
Jezo ihn wie Grabesluft.

Erich schaut im Mondenlichte,
Leuchtend durch den Fensterpalt,
Ihr frisch blühend Angesichte,
Ihre bräutliche Gestalt.

„Unweib!“ ruft er mit Entsetzen —
„Wäre deine Schönheit hin!
Mit den unterschlagenen Schätzen,
Gräßliche Betrügerin!“

„Eile fort aus meiner Kammer!
Eile fort aus meinem Haus!
Fahre hin in Noth und Jammer!
Fluchend stoß' ich dich hinaus!“

„Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!“

V.

Anna liegt im Wald verlassen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Loos;
Schweigend drückt sie nur die nassen
Augen in das weiche Moos.

Im Gebüsch der Winde Saufen
Weckt der Reue wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brausen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Trost nicht lauschen
Zur Natur im Trostgewand,
Zwischen ihnen flatternd rauschen
Hört sie das zerriffne Band.

Und die Menschen schauernd kehren
 Ab das Herz von Anna's Noth;
 Ihre Busse nur zu nähren,
 Reichen sie das Bettelbrot.

Sieben Jahre sind es heute,
 Seit ihr Gatte sie verstieß,
 Seit sie, Keu' und Kummers Beute,
 Klagend seine Burg verließ.

Heute sind es sieben Jahre,
 Daß sein Fluch sie fortgeschnellte,
 Daß sie mit gelöstem Haare
 Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
 Hat ihr Antlitz nie verfehrt,
 Aber bis zur Todtenbleiche
 Hat der Jammer es verheert.

Als sie aufblickt von der Erde,
 Naht im Strahl des Abendlichts
 Ihr ein Greis, mit Freundsgeberde,
 Mitleidvollen Angesichts.

„Anna , hebe dich vom Grunde!
 Komm, du hast genug geweint;
 Des Erbarmens milde Stunde
 Deinem Kummer auch erscheint.“

„Folge mir zur Waldkapelle!“
 Spricht der alte Eremit,
 Als des Abends letzte Helle
 Von den Wipfeln sich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
 Raun manchmal durch Baum und Strauch
 Zweifelst eines Sternes Flimmer,
 Stillter, kühler wird es auch.

Und sie wandeln und sie schweigen,
 Finster wird es ganz und gar,
 Auf des Walds gewundenen Steigen
 Leuchtet ihr fein weißes Haar.

In des Waldes tiefsten Schauern
 Kommen sie an die Kapell;
 Grabesstill sind ihre Mauern,
 Doch erleuchtet ist sie hell.

Zu der traurigsten der Frauen
 Spricht der Alte: „tritt hinein!
 Die du drinnen wirst erschauen,
 Bitte, daß sie dir verzeihn!“

Anna zögernd und verzagend
 In die Waldkapelle tritt,
 Von den öden Wänden klagend
 Hallt zurück ihr scheuer Schritt.

Niemand hier; doch lispelnd nennen
 Ihren Namen hört sie klar;
 Sieben Kerzen sieht sie brennen
 Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuspenden,
 Hängt die Lampe ohne Schnur;
 Bilder haften an den Wänden,
 Dämmernde Umrisse nur.

Und die Staffeln abgebrochen
 Zum Altar; zerrissnes Tuch;
 Keine Messe wird gesprochen
 Aus dem unbeschriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgestalten
 Setzt an ihr vorüberziehn,
 Und mit stummem Händefalten
 Vor dem Altar niederknien.

Anna sich mit zitternd leisen
 Schritten den Gestalten naht:
 „Meine ungeborenen Waisen!
 Ach, verzeiht ihr, was ich that?“

„Grausam frevelnd ausgestoßen
 Hab' ich euer keimend Herz,
 Von den Freuden ausgeschlossen,
 Von dem trauten Erden Schmerz!“

Und sie nickten, ihr vergebend,
 Lächelnd zugewandt, doch stumm:
 Und der Alte, näher schwebend,
 Schlingt die Arme ihr herum.

Anna sinkt zu Boden nieder,
 Ihr entgleiten Schmerz und Noth,
 Und sie klagt und weint nicht wieder;
 Der Einsiedel war der Tod.

Und zur Stund' ein sanftes Tosen
Erich aus dem Schlafe weckt:
Ha! er sieht mit frischen Rosen
Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todesblass,
Grüßend ihm vorüberging,
Und sie legt ihm auf sein Lager
Reise seinen goldnen Ring.

Als sein todt's Weib dem Ritter
Sammt den Rosen wieder schwand,
Nimmt er die bestaubte Bitter
Endlich einmal von der Wand.

Und er singt ein Lied, das alte,
Aber nicht im alten Laut,
Wie es vor dem Fenster hallte
Anna einst, der schönen Braut.

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!“

Mischta.

Mischka an der Theiß.

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog¹ klare Wellen
Mit der Tissa grünen, klaren,
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht:
Reiten lustig mit Gefängen
Drei Huzaren in der Nacht.
Und der Fischer, der die leisen
Netze warf im Mondenstrahl,
Hört vergnügt die Heldenweisen
Klingen weithin durch das Thal,
Höret durch des Liedes Pausen
Hellen Schlag von Rosseshufen,
Und des Stromes Wellen brausen,
Und das Echo ferne rufen.

¹ Bodrog und Tissa (Theiß), zwei Flüsse, die bei Tokay zusammenmünden.

Bald entschwinden sind die Rieder
Und der Waffen heller Schein,
Und es hört der Fischer wieder
Kauschen nur den Strom allein.
„Haben doch ein schönes Leben,
Diese flüchtigen Fußaren!
Zwischen Freuden und Gefahren
Hoch zu Rosse hinzuschweben,
Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
Und zu sterben oder siegen
Für das Vaterland, den König!
Ach, dem Fischer ziehn die Tage
Mit dem dumpfen Wellenschlage
Arm vorüber und eintönig!“
Also denkt in stillem Sinnen
Dort der Fischer trübgemuth,
Sieht des Stromes muntre Flut
Mondbestrahlt hinunter rinnen.
Wie er starret in die Wellen,
Malt die Sehnsucht ihre Träume
In die schwanken, lichten Räume
Ihrem nächtlichen Gefellen,
Und er schaut im Wellentanze
Kriegesscenen mancherlei,

Männer ziehn im Waffenglanze,
Und es rauscht die Schlacht vorbei;
Und ihm dünkt, ob aus den Tiefen
Fernverworrne Stimmen riefen,
Kampfgetös, Trommetenklänge,
Feindesflucht und Siegesgefänge. —
Und der Fischer träumt noch lange
Sich ein froh Hufarenleben,
Er vergißt das Netz zu heben
Und zu sehn nach seinem Fange. —
Ferne reiten schon die Drei
In dem Thale von Tokay.
Sie verstummen allgemach,
Still für sich ein jeder zieht,
Rauscht den Stimmen, die das Lied
Rief in seinem Herzen wach.
Wie sie reiten, wie sie schweigen,
In dem schönen Tokaythal,
Bringen Winde Mal auf Mal
Klänge her von fernen Geigen.
„Cimbalschlag mit Geigenklängen,
Das ist Mischka, seine Bande!“
Ruft der eine, und sie sprengen
Schnell zur Scheit' am Tissastrande,

Von den Rossen abgesprungen
 Sind sie schnell, und klirrend ein
 Treten die drei Reiterjungen:
 „Mischka, streiche! Wirth, gib Wein!“
 Manche Geige mag im schönen
 Lande der Magyaren tönen,
 Doch im Land die Geige Keiner
 Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
 Wohlgefällig trifft des Alten
 Blick die hohen Mannsgestalten,
 Ihre schmucken, schimmerblanken
 Waffen und Fußarenputz;
 Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz,
 Federbüsche drohend schwanken.
 Mischka steht von seinem Sitz,
 Schwingt den Wein zum Gruß empor,
 Aus den schwarzen Locken vor
 Führt ein froher Augenblitz:
 „Die Fußaren sollen leben!“
 Ruf der Geiger; „Krieg soll's geben!“
 Rufen die drei Schwertgenossen,
 Eilen mit ihm anzustoßen.
 „Hab' in meinen Jugendtagen,
 Denen ich nachhinkte jetzt,

Auch mein Reiterſchwert gewetzt,
Eh die Kugel mich geſchlagen,
Focht in euren tapfern Schaaren;
Mancher Franzmann mußte reiſen,
Dem mein ſcharf Fußareneifen
Zwiſchen Leib und Seel' gefahren!"
Alſo ſpricht der Miſchka heiter
An die jungen Ungarreiter;
Drauf er raſch die Geige nimmt,
Scharfgenau die Saiten ſtimmt,
Gibt dem Bogen noch des Harzes,
Und fein Haar, fein langes, ſchwarzes,
Wirft er ſchüttelnd in's Genick,
Drückt die Fiedel unter's Kinn,
Und fein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.
Miſchka voll und langſam zieht
Ein uraltes Schlachtenlied,
Das vor manchen hundert Jahren
Klang verſunknen Heldenschaaren,
Das mit feiner wilden Klage
Aufgefacht den Kriegesmuth,
Als die Ungarn ihre Tage
Tränkten noch mit Türkenblut,

Als sie speisten ihre Mächte
Mit gehäuften Türkenleichen,
Weil des Wahnes grimme Knechte
Drohten allen Christenreichen. —
Schneller brausen jetzt die Töne,
Kühner Herzen wilde Söhne;
Ihren ungestümen Reigen
Führen die verwegnen Geigen,
Mischka's Geige doch vor allen
Hört man aus dem Kampfe schallen.
Und des Cimbals Hämmer pochen,
Bald wie Sturm hereingebrochen,
Bald hinsäuselnd durch die Saiten,
Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
Frühlingswinde in der Nacht
Durch die Wahlstatt flüsternd gleiten,
Heiße Todeswunden kühlend,
Mit dem Haar der Leichen spielend.
Aber langsam, ernst und trübe
In der Tiefe wühlt der Baß,
Ob er dort dem wilden Haß
Grab an Grab im Boden grübe. —
Ha! wie tanzen die Hufaren,
Echte Söhne der Magyaren!

In der Freude Sturmeswogen
 Unaufhaltsam fortgezogen
 Von des Kluges dunkeln Mächten,
 Schwingen sich die Starken, Flinken,
 Hoch die Flasche in der Linken,
 Hoch den Säbel in der Rechten.
 Und den Reitern durch die Rehlen
 Strömt im Tanz das süße Feuer,
 Strömt der herrliche Tokajer,
 Wie das Lied durch ihre Seelen.
 Nach dem Takt der kühnen Weisen
 Klirrt der Sporen helles Eisen,
 Und im Takt des Tanzes singen
 Lassen sie die Säbelklingen.
 Wie sie jetzt die Faust empören,
 Im Gebrauch aus alten Tagen,
 Und beim Schwertzusammenschlagen
 Haß und Tod den Türken schwören!
 Wilder stets Musik erwacht;
 Rasen die Zigeunerleute?
 Werden sie der Uebermacht
 Ihres Liebes selbst zur Beute?
 Horch, wie scherzend, horch, wie klagend,
 Und das Herz vor hinnen tragend,

Mişka's Wundergeige waltet,
 Durch und durch die Seele spaltet.
 Diese bängen, diese süßen,
 Zauberhaften Töne müssen
 In das Land der Schatten dringen
 Und die Todten wiederbringen.
 Dieses Zittern seiner Saiten
 Ist das Schwanken einer Brücke,
 Drauf zurück zum Erdenglücke
 Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten,
 Drauf der Helden Geister wallen,
 Treu der Heimath süßem Drange,
 Die bei dieses Liebes Klange
 In der Vorzeit sind gefallen;
 Und sie schweben und sie schwancken
 Um die Tänzer ungesehen,
 Ihnen an die Stirn zu wehen
 Flammenhelle Schlachtgedanken,
 Sie mit Träumen zu berücken,
 In die Vorwelt zu entzücken.
 Plötzlich stürzen die Husaren
 An den Strand hinaus mit Macht,
 Und sie rasen in die Nacht:
 „Wo? wo sind die Türkenhaaren?“

Gauen pfeifend in die Luft;
Doch kein „Allah!“ Antwort ruft.
Nur die Tiffa ist noch munter,
Zieht dahin mit dumpfem Brausen,
Und des Ufers Büsche fausen;
Friedlich strahlt der Mond herunter.

Mischka an der Marosch.

I.

Von der Theiß, der klaren, fischreichen,
Ist der Geiger Mischka hingezogen,
Wo der Marosch barsche Wogen
Brausend durch beschäumte Klippen streichen.

Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde
Karg und selten nur sich weidet,
Ist ihm jeder Ort doch bald entleidet,
Und was heimisch, wird ihm zur Beschwerde;
Wenig brauchend kommt und geht
Dieser fiedelnde Ascet.

Mischka's Hüttlein mit dem Salmendach
Ragt empor vom Grund nur wenig Spannen,
Und vorüber wild und jach
Stürzt die Marosch durch die Felsen, Tannen.

Horch, wie rauschen Mischka's helle Saiten
 Unter diesen Halmen, die vor Zeiten
 Bei dem Klang der Lerchenlieder
 Auf dem Feld sich wiegten hin und wieder.
 Nicht allein an Schall und süßen Weisen
 Ist dies niedre Hüttlein reich zu preisen;
 Strahlen hegt es auch in Fülle,
 Wie sie aus den schönsten Welten
 Uns herüber, flüchtig, selten,
 Leuchten durch die Menschenhülle.

Mischka's treues Liebchen ruht im Grabe;
 Doch sie ließ zur Abschiedsgabe
 Seines Glücks ihm einen theuren Nest,
 Daß sein Herz sich minder härme;
 Wie die holde Sommerwärme
 Sterbend ihre Frucht uns läßt.

Mischka geigt, und seine hellen Töne
 Trägt hinaus der Abendwind;
 Vor der Hütte steht die wunderschöne
 Mira, das Zigeunerkind.

Die vom Abendroth Gefüßte
 Ist vom leichten West umflogen,
 Und es flattert um der Brüste
 Melodiegeschwellte Wogen
 Ihres Haars gelockte Nacht;
 O, wenn diese schöne Brust erwacht!
 Dieses Busens keusche Wellen,
 Die noch Liebe nie empfanden,
 Selig, wenn sie einst entgegen schwellen
 Und an's Herz im Sturm der Liebe branden!
 Selig, wer aus diesen schwarzen Augen
 Darf den ersten Blitz der Leidenschaft
 Und aus diesem Mund ein Flüstern fangen,
 Süß und wonneirr und zauberhaft,
 Daß der Cherub beim Gesang der Worte
 Sinkt in Schlummer an des Edens Pforte!
 Bald doch, bald die Worte unter Klüssen
 In ein süßes Leben sterben müssen! —
 Also glühen die Gedanken
 Durch die Brust dem Liebesranken;
 Einsam dort am Waldessaume
 Harrt und lauscht er unterm Baume,
 Ob kein Rascheln aus dem Tannengrunde
 Ihm ein Wild verräth, zur Abendstunde

Sachte auf den freien Ager schreitend,
Freundlich aus dem Wald den Tag begleitend.

Und er stellt dem Liebesglück ein Zeichen:
Wenn ich heut ein edles Wild noch schieße,
Werd' ich meinen heißen Wunsch erreichen,
Daß ich sie in meine Arme schließe.

Sieh dort eine braune Wohlgestalt,
Ruhig kommt ein Hirsch dort aus dem Wald,
Daß der Jäger kann die Enden zählen:
„Sechzehn! — sollen's ihre Jahre sehn?
Gott der Liebe, laß mich jetzt nicht fehlen!
Ha! er stürzt, halloh! nun ist sie mein!“

II.

Mischka spielt zu einem Hochzeitreigen,
 Lustgelächter, Sporen, Gläser, Geigen
 Brausen wild im Edelhaus zusammen;
 Und die Tänzer schießen durcheinander,
 Um das Brautpaar, sturmgejagte Brander
 Auf dem Meer der Lust in hellen Flammen.

Trauben, die des Sommers Strahl und Glut
 Eingefogen in ihr Blut,
 Strömen den empfangnen Himmel wieder
 Den Magyaren in die Glieder.

Frauen, prangend in der Jugend Glanz,
 Schweben durch den Saal im raschen Tanz,
 Und im Fluge heller Liebesblicke
 Zünden sich die seligsten Geschicke.

Ha! Musik! wie waltet Mischka's Bogen!
 In den Rausch wird jedes Herz gezogen,
 Jeder Tropfen Weines scheint zu klingen,
 Jedes schöne Auge laut zu singen.

Ist die Braut auch schon entschleiert,
Noch drei Tage, noch drei Nächte
Wird die Hochzeit fortgefieiert
Von dem freuderüstigen Geschlechte.

III.

Während Mischka geigt im Edelhause,
Schleicht ein Mann zur strohgedeckten Klause.
Mira steht allein und sinnend,
Ihrem Vater eine Saite spinnend,
Und sie hört, schon will der Abend dämmern,
An der Thür, erstaunt, ein leises Hämmern.
„Ach, wer pocht?“ so ruft die Maid bekloffen,
„Räubern kann ihr Frevel hier nichts frommen,
Und der Bettler fürchtet, bei so Armen
Koste ihm ein Scherflein sein Erbarmen!“

Doch sie hört um Einlaß Worte bitten
Von so sicher weichem Klange,
Mit so süßem Schmeichelzwange,

Daß sie öffnen geht mit schnellen Schritten;
Einen schönen Jüngling vor sich stehen
Sieht sie, wie sie keinen noch gesehen.

Und er spricht ihr, huldigend, die Worte:

„Ja, ein Bettler kam an deine Pforte,
Ach, ein Bettler ist es, schmerzlich darben,
Doch nicht Geld, noch Brot, kein Labefrug,
Du nur, du allein bist ihm genug;
Wund ist mir das Herz und nie vernarbend.
Seit ich dich erblickt, du schönste Maid,
Treibt mich rastlos irr mein Liebesleid.
Wenn ich jage, gleich' ich selbst dem Wild,
Überall gejagt von deinem Bild.
Wie das Wild, verfolgt, zum Schatten trachtet,
Wie es blutend nach der Quelle schmachtet,
Zieht es mich zu deinen Füßen nieder,
In den Schatten deiner Augenlieder,
Glüht die Seele, vor dir hinzusinken
Und ein holdes Wort von dir zu trinken.
Peinlich scheint mir nun mein wildes Roß
Unter meinen Wünschen hinzuschleichen,
Wenn mein Sporn ihm stachelt in die Weichen,
Daß es hinbraust wie ein Wetterstoß,

Schleudernd blanken Schaum auf's Haidekraut,
 Und die Kosschirten jubeln laut.
 Wenn die Kerzen der Kapelle brennen,
 Und der Priester opfert am Altare,
 Bete ich von Gott, du Wunderbare,
 Namen nur, die deine Reize nennen.
 Dein gedenk' ich wachend und im Schlafe,
 Jeder Traum, von Liebeschmerz gebunden,
 Ruft nach dir und klagt dir seine Wunden,
 Wie nach seiner Heimath weint der Sklave!"

Mira spricht, indem sie hold erröthet,
 „Sind, o Jüngling, deine Worte wahr,
 Wird' ich seyn glücklich immerdar;
 Täuschen sie, so hast du mich getödtet.
 Eines edlen Stamms du schöner Sprosse,
 Nach der Niedern treibt dich ein Verlangen;
 Doch du mußt, hat dich mein Arm umfängen,
 Bleiben bis zum Grabe mein Genosse!"

Wie im Land, von wannen Mira stammt,
 Dort in Indien heiß die Sonne flammt,
 Süße Frucht mit schnellen Strahle reifend,
 Also urgewaltig, schnell ergreifend

Ist in's Herz die Liebe ihr gedrungen,
Weinend ist sie ihm an's Herz gesprungen.

Hochzeit jubelt dort im Edelhause,
Offen, mit Gepränge und Gebrause;
Hier im Hüttlein still und schlicht, allein,
Raum belauscht von einem Dämmerfchein,
Welchen durch der Scheiben trübe Blenden
Sterne nach dem Erdenhimmel senden.
Hochzeit feiernd, hat im Haus die Stille
Mit dem Dunkel traulich sich verschwifert,
Nur das Stroh des Lagers, wenn es knistert,
Spielt Musik, und zirpend eine Grille.
Vieles wird mit Worten süß begonnen,
Und vollendet in des Kusses Wonnen.
Und vorüber braust an Wort und Kuß
Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.
Nur zuweilen ruhn und horchen beide
Nach der Marosch ungestümen Wellen,
Wie einst von der Paradiesesweide
Aufgelauscht das Wild den Tigrisquellen.

IV.

Niemand kann verlornen Harrens Schmerzen
Einem sehnsuchtsvollen Frauenherzen
Je vergelten, Niemand ihr vergüten,
Was in solchen unermessnen Stunden
Still der Wurm genagt von ihren Blüthen,
Der auch nicht, um den sie es empfunden.
Wenn er dann auch stürzt zu ihren Füßen,
Wenn er unter Thränen, tausend Küssen
Leiden und versäumtes Glück beklagt;
Schmerz hat weh gethan, der Wurm genagt.
Aber Mancher kehret nie mehr wieder,
Drückt er auch ein Herz zum Grabe nieder.

Mira! herrliches Zigeunerkind!
Schnell hast du geliebt, und wickst geschwind.
Er verrieth, verließ dich feigen Muthes,
Weil die Liebe, die sein Herz verschönt,
Ward in einer Schilderei verhöhnt
Von den Adelligen seines Blutes.

Eines Morgens kam in goldnem Rahmen
Ihm ein Bild, und das entreißt dir ihn,
Weil's dich schmäh't; auch hat er schon dahin
Schnellgesprochener Liebe süßes Amen.
Stattlich zeigt das Bild auf breitem Raum
Seinen altberühmten Wappenbaum,
Wie der Stamm sich spreitet, herrlich ragend,
Ruhm und Glanz auf jedem Zweige tragend.
Neben solchem Baume, hehr und stolz,
Steht ein schlechtes, dürres Galgenholz,
Galgen hinter Galgen ist zu schauen,
Nach des Bildes Tiefe immer kleiner,
Gleichsam schwindend in der Vorzeit Grauen,
Und an jedem hängend ein Zigeuner;
Und zerstreut im grausen, dürren Walde
Sind viel schwarze Raben als Heralde;
Andre auf dem Stammbaum breit sich setzend,
An den Wappen sich den Schnabel wegend.

-V.

Mira wird mit jedem Tage blasser,
In den tiefsten Wald, auf Wildesbahnen
Flieht sie, wenn der Marosch laute Wasser
Sie zu schmerzlich jener Nacht gemahnen.

Mischka klagt, doch fern, daß er verdamme
Seines Kindes unglücksel'ge Triebe,
Weil bei ihm und seinem wilden Stamme
Frei und heilig gilt des Menschen Liebe.

Weinend sinkt sie oft am stillen Teiche
Vor den Göttern hin um Trost und Hilfe;
Und so fand man sie, das starre, bleiche
Antlitz eingedrückt dem grünen Schilfe.
Und der Jüngling, der ein Herz gebrochen,
Läßt ein andres schon an seinem pochen.

Mischka stiehlt sich in den Stall des Grafen
Mitternachts — die müden Knechte schlafen —

Leise tastend schleicht der Pferdekennner,
 Prüfend Mäh'n' und Schweif, von Roß zu Roß,
 Bis sein Griff erkennt den schnellsten Kenner,
 Drauf der Graf jüngst durch die Haide schoß;
 Und er schneidet sacht mit scharfer Scheere
 Haare aus dem Schweif der edlen Mähre,
 Zu behaaren seinen Fiedelbogen,
 Denn es kommt die Hochzeit angezogen:
 Mischka hat, bevor er's Freie sucht,
 Still des Rosses Hufe noch verflucht.

VI.

Wieder soll zu einem Hochzeitreigen
 Der Zigeuner frische Tänze geigen;
 Cymbal, klinge hell vom Hammerschlage!
 Clarinette, schmettre in's Gelage!

Im Huzarenwamms, vielfach geflickt,
 Mit verblichnem Golde reich gestickt,
 Und geziert mit mottenhaftem Brame,

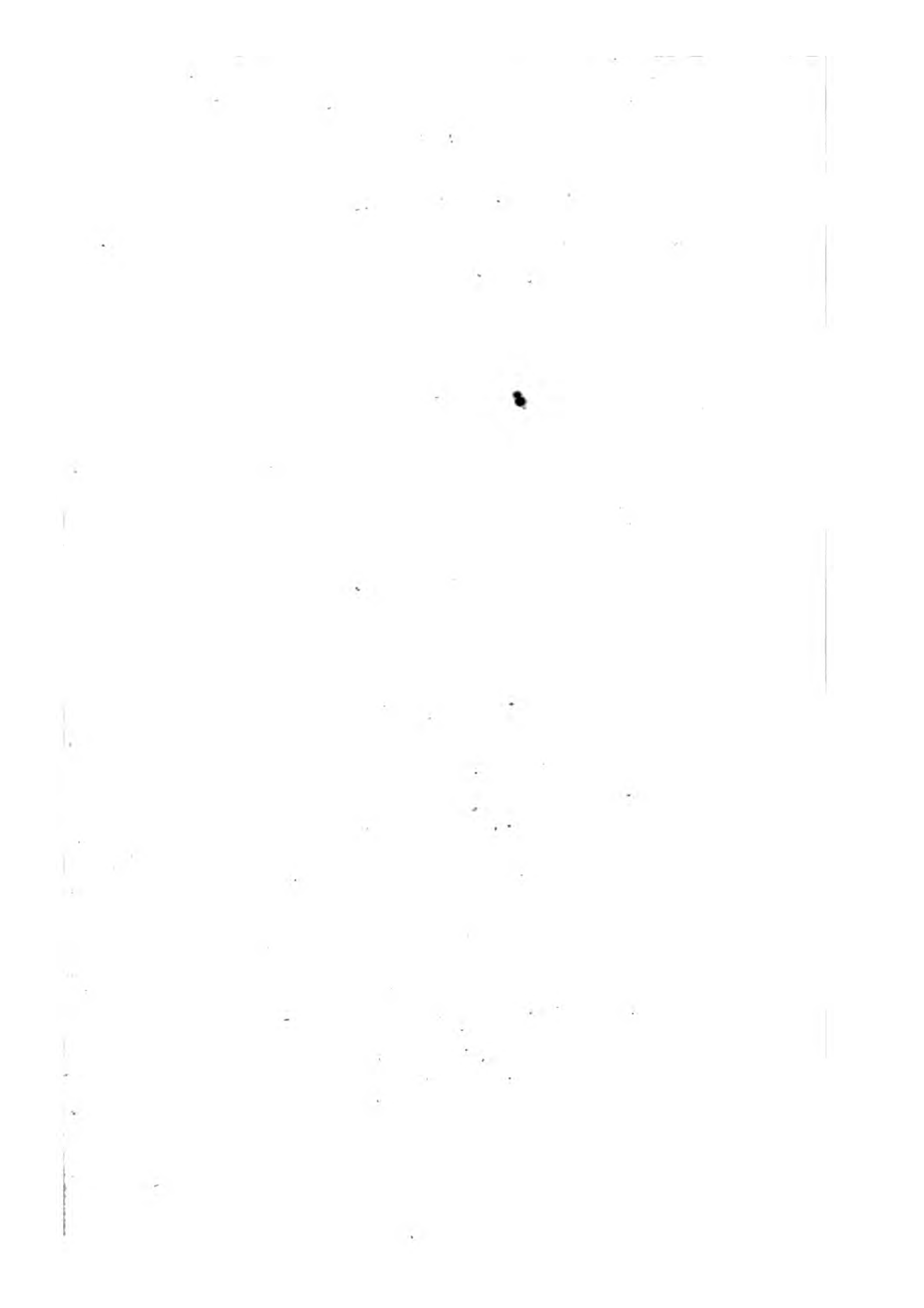
Nähert Mischka sich dem Bräutigame.
 Und er spricht mit bückendem Verneigen:
 „Möcht' es Eurer Herrlichkeit gefallen,
 Eh' die frischen Tänze hier erschallen,
 Mich zu hören erst ein Solo geigen.
 Damit möcht' ich Eure Gunst erwerben;
 Hab's zu Eurem Ehrentag erfunden,
 Schön ist's, Herr, so herzlich tief empfunden,
 Daß vor Lust der Hörer möchte sterben.“

„Seh' gewährt der Bitte,“ spricht der Graf,
 Den das Auge des Zigeuners traf,
 Hell, wie eines Seelendolches Blinken,
 „Spiele, sollst dafür Tokajer trinken!“
 Stille wird der Saal, wie Mira's Gruft;
 Alles hat um Mischka sich geschaart,
 Und er läßt den Bogen, frisch behaart,
 Wie versuchend, sausen durch die Luft.
 Plötzlich streicht er durch die Saiten alle,
 Und durch alle Herzen, schnell bemeistert;
 Seine Geige in der Freudenhalle
 Hat zur Nachegöttin sich begeistert.
 Frevler! horch! in diesem süßen Liede
 Säufelt und verweht der Unschuld Friede; —

Hörst du, wie der Blitz der Liebe zündet?
 Wie ihr ganzes Herz in deines mündet? —
 Jener Brautnacht unermess'ne Wonnen,
 Wie sie in ein Meer von Schmerz zerronnen? —
 Stürmen hörst du der Verlass'nen Klagen;
 Hörst den Wurm an ihrer Blüthe nagen; —
 Horch, wie sie, zum Tod schon auf der Flucht,
 Weinend dich durch alle Wälder sucht;
 Wie sie alle Götter ruft um Hilfe,
 Bis sie todt zusammenbricht im Schilfe. —
 Furchtbar läßt der Alte deinem Rauschen
 Durch die Saiten die Vergeltung rauschen! —
 Aus dem Saal ist jede Lust gewichen,
 Dunkles Weh durch alle Herzen schlägt;
 Und nicht wissend, was sie tief bewegt,
 Hat die Braut sich weinend fortgeschlichen.

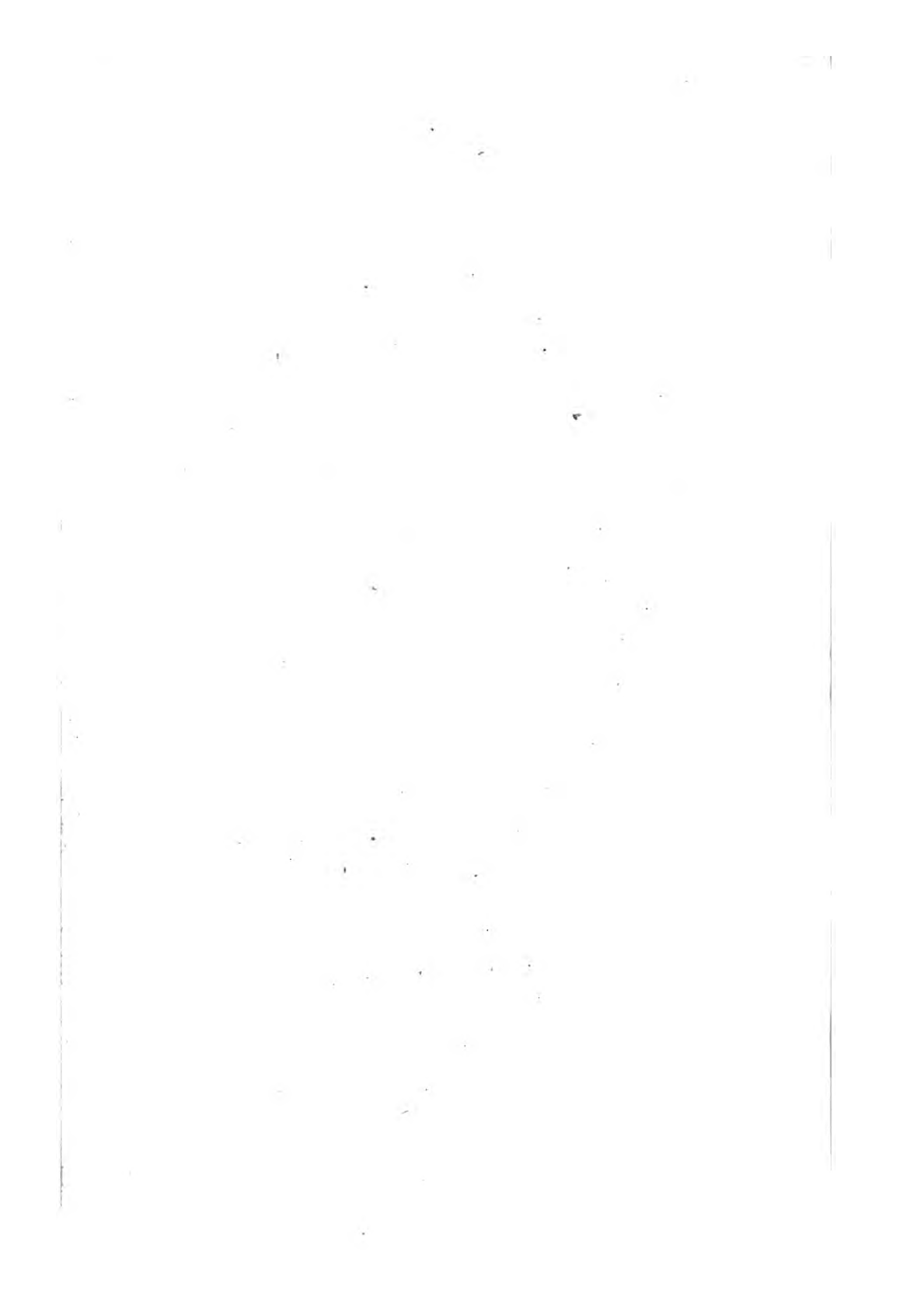
Von der Nacht-gejagt des Racheschalls,
 Eilt der junge Bräutigam zu Roffe,
 Sprengt in finst'rer Nacht aus seinem Schlosse,
 Stürzt und bricht im Graben sich den Hals.
 Die Zigeuner leeren ihre Reige,
 „Gute Nacht!“ — Früh sieht ein Hirtenknab

Wischka stehn an seines Kindes Grab
Und hinein verscharren seine Geige.
Meisterlos zerstreut sich seine Bande,
Und fortan sah Niemand ihn im Lande.



Johannes Ziska.

Bilder aus dem Hussitenkriege.



I.

Ruhig ist der Wald bei Trocznow
In der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel sind so stille,
Wie die Wurzeln, tief im Grunde.

In Gedanken naht ein Reiter,
Um den Arm den Baum geschlungen,
Schlendernd senkt den Kopf sein Kappe
In Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne,
Wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab, und zieht den Degen,
Spricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieser festen Eiche
Hat in einer Wetternacht,
Ueberrascht von scharfen Wehen,
Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreischen,
 Windsbraut war die Hebeamme,
 Und sie goß dem Kinde segnend
 Ueber's Haupt die Blitzesflamme.

Für Geschosse mich zu stärken
 Und ein hartes Heldenloos,
 Schlag der Hagel meiner Mutter
 In den schmerzgesprengten Schooß.

Donner war mein erstes Hören,
 Sturm mein erster Athemzug;
 Als ein rauher Wetterfängling
 Nehm' ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieser festen Eiche
 Schwör' ich Rache deinem Tod;
 Huß! vom Blute deiner Schergen
 Wird es bald auf Erden roth.

Huß! so reich aus ihren Adern
 Soll das Blut zu Boden laufen,
 Daß es hundertmal dir könnte
 Löschen deinen Scheiterhaufen.

Huß! vom Brandschutt ihrer Burgen
Soll die Erde schwarz sich färben;
Wo ich einen Priester treffe,
Soll er fallen, soll er sterben.

Nothgebeizt von Rauchswolken,
Soll des Himmels Aug' sich trüben;
Weil sie durften solchen Frevel
Ihm in's Angesicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken,
Huß! von deinem Todesfeuer,
Unauslöschbar; wie der Frevel
Sey die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes, Mann der Freiheit,
Bester, den die Welt getragen,
Schänd' verrathen, hingerichtet! —
Mordend will ich um dich klagen.

O wie still die Klüfte Böhmens
Horchen meinem Racheschwören!
Und die vaterländ'schen Blätter
Wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen,
Schwert und Flammen und Geschöß,
Bis ich sterbe — hör' es, Böhmen!
Stille, stampfe nicht, mein Kopf!

II.

Frühling, schönster Held auf Erden!
Wonniglich sind deine Kriege
Gegen starre Todesmächte,
Wie holdselig deine Siege!

Sieh, dort kommt ein Held, ein rauher,
Deinem Walde zugeritten,
Freudig tanzt der Staub zum Himmel
Ueber seines Rosses Tritten.

Heiße festlich ihn willkommen,
Lenz, in deinen grünen Hallen,
Laß ihm deine reinste Quelle
Huldigend zu Füßen fallen;

Spreng' Duft aus Blumenkelchen,
Rühre deine süßen Flöten,
Und entzünde Freudenfackeln,
Pappeln an den Abendröthen;

Bette Moos für seine Mannen,
 Tränk' und füttere seine Kofse;
 Denn der Held, den du bewirtheft,
 Frühling, ist dein Stammgenosse. —

In die Buche holden Namen
 Nigte hier verliebtes Härmen,
 Daß ihn Blüthenhauche küssen
 Und die Vöglein ihn umschwärmen;

Ziska will den Namen „Freiheit“,
 Der sein Herz zu Thaten schwellt,
 Tief mit seinem Heldendegen
 Schneiden in das Mark der Welt.

Seine Brautfahrt gilt der Freiheit,
 Rache ist die starre Rüstung,
 Die er trägt auf seinem Gange,
 Seine Werbung heißt Verwüstung.

Ziska bringt als Morgengabe
 Seinen Reichenschatz ihr dar,
 Huffsens Schatten sey der Priester,
 Flammen bauen den Altar.

Frühling, sieh, von seinem Rappen
Hat der Wilde sich geschwungen,
Und er sucht ein kurzes Schlummern
In des Waldes Dämmerungen.

Seine Krieger rings am Boden
Haben sich um ihn gelagert,
Gierig weiden schon die Rosse,
Müd, vom Schlachtenritt gemagert.

Mahlzeit halten die Hussiten
Fröhlich in der Abendkühle,
Es versinken ihre Panzer
In des Mooßes weiche Pfühle.

Vögel singen durch die Schatten,
Locken Schlummer auf die Wimpern,
Und melodisch säuselnd, rauschend,
Im Gezweig die Rüste klimpern.

Ziska's Auge blicket schläfrig
Durch's Entspinnen eines Traumes
Nach dem abendrothen Stamme
Dort des alten Eichenbaumes;

Zweifelnd mischen Aug' und Seele
 Ihren Blick in Eins zusammen:
 Ist's die Sonne? ist's ein Blutstrom?
 Steht dort eine Burg in Flammen?

Und womit ihm Maienlüfte
 Ueberstreuen Bart und Locken,
 Weiß er nicht mehr im Entschlummern,
 Ob es Blüthen, Aschenflocken?

Mann und Roß hier, schlummernd, weidend,
 Lenz, erquickte sie und stärke
 Sie zur heißen Heldenarbeit,
 Zu dem blut'gen Frühlingswerke.

Lenz, wie dich und deine Wonnen
 Stürme zur Nachtgleiche melden,
 Hat dein Bruder Geistesfrühling
 Sich vorausgesandt den Helden.

Ziska ist erwacht; es duften,
 Klingen rings um ihn die Schatten;
 Gleich als wollten sie des Helden
 Zorn in weicher Luft bestatten;

Doch, zum Aufbruch schon gerüstet,
Weckt er, stoßend in sein Horn,
Aus des holden Lenzes Armen
Seine Krieger, seinen Zorn.

III.

Wer zum heiligen Kampf berufen,
Ist glücklich dann zu preisen,
Wenn vor sich er seinen Feind hat,
Draufzuschlagen mit dem Eisen;

Wer nicht streitet nur mit Worten,
Die er zweisehend muß vertrauen
Windeslaunen, Wetterlaunen;
Wer da weiß, wohin zu hauen.

Ziska, wildbeherzter Böhme!
Schwinge fröhlich Lanz' und Keule!
Bürgen sind dir deines Wirkens
Ströme Bluts und Sterbgeheule. —

Wieder hat er, Tod vergeudend,
Einen Tag hindurch geschlagen,
Möchte in der Nacht und Kühle
Weiter fechten mit Behagen.

Vorwärts treibt er seine Schaaren
Auf den nachtverhüllten Pfaden,
Um der Freiheit, seinem Liebchen,
Aufzuspielen Serenaden

Mit der Feldschlacht, seiner Orgel,
Die er weiß so stark zu greifen;
Pfaffenvolk und Fürstentknechte
Sind die gellen Orgelpfeifen.

Doch es dunkelt tiefer immer
Ein Gewitter in die Schlucht,
Nur zuweilen über's Thal weg
Setzt ein Blitz in wilder Flucht.

Hemmend lägert sich das Dunkel
Um die Wagenburg, die Kofse,
Die Geschirr' im Winde rasseln
Und die Bündel der Geschosse.

Ziska spricht: „O wie so flüchtig
Dieser schöne Blitz entfährt!
Köunt' ich doch hier an die Tanne
Nageln ihn mit meinem Schwert!

„Daß ich Gottes Welt befreie,
 Zahle heim die Racheschuld,
 Brüder, könnt euch doch das Feuer
 Leuchten meiner Ungeduld!“

Ha! ein Blitz, ein sonnenheller!
 Herrlich strahlen aus der Nacht
 Der Hussiten Schreckgestalten,
 Ziska's Herz in Freude lacht.

Donner rollen, fernverhallend,
 Aus des Himmels tiefster Brust,
 Dem Gewitter lauscht der Feldherr,
 Nachtgebannt, mit Neideslust:

„Könnt' ich fliegen wie die Wolken,
 Nachts in ungehemmter Eile!
 Könnt' ich auf verschanzte Sünder
 Schießen meine Todeskeile!“

Festgekoppelt stehn die Kasse,
 Stampfend im Gewitterregen,
 Manche Streiter, schlachtermüdet,
 Schnarchen unter ihren Wägen;

Andre, lagernd im Gebüſche,
Singen Laboritenchöre;
Ziſka harrt des Morgenrauens
Unter einer alten Föhre.

IV.

In des Donners Klängen lauschet
 Ziska der verwandten Seele;
 Als ein Mann ihm naht behutsam,
 Sprechend aus gedämpfter Kehle:

„Welche Wonne muß durch's große
 Herz dem Donnergotte wallen,
 Wenn er läßt die starke Stimme
 Jauchzend durch die Lüfte schallen!

Welche Wonne in der Feldschlacht
 Glüht durch's edle Heldenmark
 Einem Mann wie du, o Ziska,
 Der so haßt und ist so stark!

Aber süßere Wonne gibt es,
 Als sie wird dem Helden kund,
 Der, wie Wetter kalte Schloßen,
 Leichen hagelt auf den Grund:

Süßre Wonne, Liebeswonne;
 Hat dein Herz ihr nie geschlagen,
 Als du einst am Königshofe
 Lebtest in beglückten Tagen?

Königin Sophia sandte
 Mich zu dir und deinem Grimme,
 Daß ich in der Brust dir wecke
 Eine holde Friedensstimme;

Königin Sophia sendet
 Einen Gruß dir und die Kunde:
 Isabella, die du liebtest,
 Trauert sich um dich zu Grunde.

Als ich scheidend stieg zu Rosse,
 Sah ich noch die Edeldame,
 Senkend ihr gebleichtes Antlitz,
 Still verzehrt von Liebesgrame.

Eilend spornst' ich meinen Kenner,
 Denn die schönste Frau indessen
 Welket rasch und unaufhaltsam,
 Stirbt, wenn du sie hast vergessen.

Kehre heim, dir ist vergeben;
 Laß des Glaubens wilde Streiter,
 Nimm der Liebe sichern Himmel,
 Denn dir winkt vielleicht kein zweiter.“

Also flüsternd sprach der Bote,
 Scheu sich schmiegend an die Föhre;
 Ihm entgegnet Ziska leise,
 Daß es kein Hussite höre:

„D sie sterbe! als das reinste
 Opfer sey sie hingeeben
 Für die Freiheit, der ich opfre
 Jede Freude, all mein Leben.

Isabella, Stern der Liebe,
 Sinke! — meinem Pfade muß
 Leuchten nur des Hornes Fackel; —
 Bring ihr meinen letzten Gruß!

Doch nun raffe dich von hinnen,
 Eile, Bote, und entweiche,
 Weil du nanntest einen Namen,
 Der dich schlägt vor meinem Streiche!“

V.

Gerne sehn wir schöne Spiegel
Im Gemache schöner Frauen;
Möge froh ihr holdes Antlitz
Ihnen draus entgegenschauen!

Hat ja selbst Natur, -die ernste,
Nichts so schön gemacht auf Erden,
Wie den Spiegel, drin sie anschaut,
Ihre Züge und Geberden.

Sie betrachtet durch des reinen
Menschenauges Zauberspiegel
Ihrer Züge schöne Räthsel,
Wie ein lächelnd Gottesiegel.

Nings hinaus in alle Weiten
Ist das Weltmeer hingegossen,
Doch ein Ocean der Tiefe
Ist das Auge, eng umschlossen.

Welten schwimmen auf den Fluten
 Dieses Meers an uns heran,
 In den ew'gen Geist hinunter
 Reicht der stille Ocean.

Lieben kann ich Ungeschautes,
 Klang es hold mir; doch anbeten.
 Wird' ich nur, was schön und göttlich
 Vor das Auge mir getreten.

Schauen ist die höchste Wonne;
 Wehe, wer das Licht verloren!
 Jedes Glück ist seinem Dunkel
 Wie ein Gräben vor den Thoren;

Jeder Schmerz wird doppelt heftig
 In die Brust dem Blinden schlagen,
 Weil die Mächte ihm des Lebens
 Jeden stillen Trost versagen.

Weinen hört er die Entrückten,
 Lachen hört er sie beklommen,
 Doch der Wehmuth stilles Lächeln
 Und ihr Trost ist ihm genommen.

Tiefer stürzt der Schmerz beim Anruf,
Gleich dem Hirsche, dem erschrocknen,
In die Wildniß; doch das stumme
Lächeln kann das Auge trocken.

Ziska hat gen Kaby's Mauern
Seines Heeres Sturm gewendet,
Als ein Pfeil ihm auch das zweite
Auge trifft, er ist geblendet.

Tiefer wird er nun betrauern
Hussens Tod, des edlen Helden,
Heißer, wilder, schreckenvoller
Wird sein Jorn der Welt sich melden.

VI.

Ragend steht der blinde Führer
Ziska dort auf seinem Wagen,
Mit der Donnerstimme herrschend,
Wie die heiße Schlacht zu schlagen.

Steht ein Hauptmann ihm zur Linken,
Und ein anderer ihm zur Rechten,
Schildern ihm den Ort getreulich,
Wo es gilt, den Kampf zu fechten.

Lager, Zahl und Zug der Feinde
Melden sie, daß er befehle;
Alles schaut er klar im Strahle
Seiner lichten Feldherrnseele.

In den Tagen, eh' der Pfeilschuß
Ihm geraubt das Augenlicht,
Blickt' er scharf dem Vaterlande
In's geliebte Angesicht;

All die Wälder, Ström' und Buchten,
Thalgewind' und Bergesrüden
Eilt' er damals dem Gedächtniß
Unauslöschlich einzudrücken.

Und der Genius der Rache
Weiß im Finstern zu erspähen
Jedes Grundstück, wo am besten
Feindesleichen hinzusäen.

Dunkelt auch um Ziska's Körper
Tiefe, schimmerlose Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste
Leicht sein wildes Kind, die Schlacht.

Hüben lenkt die Nacht des Leibes,
Drüben Geistesnacht die Krieger;
Noch in keiner Schlacht bezwungen,
Bleibt auch heute Ziska Sieger.

Ha! wie lauscht dem Kampf der Blinde!
Er erkennt im Sturm der Luft
Jede Waffe an der Stimme,
Wie herbei den Tod sie ruft.

Wildharmonisch seinem Ohre
Kauscht das Ringen zweier Heere,
Waffen, Schlachtruf, Ziska's Leiblieb,
Und im Hinsturz Mann und Mähre.

Freudig hört er, wie die Knechte
Sigismunds hinüberfahren,
All die sächsischen Geschwader
Sammt den ungrischen Husaren.

Und dem wilden, blinden Ziska
Geht im Heldenrausch der Ohren
Doch die klare Feldherrnruhe
Seines Geistes nie verloren.

VII.

Durstig zieht die Karavane
Durch die Wüste, sucht die Quelle;
Horch! da rauscht auf grüner Matte
Die ersehnte, frische, helle!

Nach dem süßen Brunnenklange
Stürzen alle froh und eilig,
Doch sie sollen hier nicht trinken,
Denn es ist der Brunnen heilig.

Auserwählte Männer nahmen
Die Dase sich zu eigen,
Niemand sonst, wie heiß er schmachte,
Darf zum Quell die Lippen neigen.

Wächter stehen vor der Quelle
Reichen, gottvergoß'nen Womnen;
Doch der Wüstendurst ist mächtig,
Schwerter klirren um den Brunnen.

Und mit kampferhohem Durste
Stürzen an den Quell die Sieger,
Und sie trinken gierig, hastig,
Wie das Blut der heiße Tiger.

Mancher, schon vom Schwert getroffen,
Schlürft noch einen vollen Zug,
Um die Seele zu erfrischen
Auf den weiten Scheidflug.

Tigerhaft gereizten Durstes
Schmachten Ziska's Kampfgenossen
Nach dem Kelch des Abendmahles,
Den die Priester streng verschlossen.

Furchtbar rufen sie den Priestern:
„Habt ihr Christi Werk auf Erden,
Uns das Sakrament verstümmelt,
Sollt ihr selbst verstümmelt werden!“

Jauchzend schwingen sie die Kelche
Nach der Schlacht auf offener Wiese,
Mancher sterbend riecht im Weine
Blumen schon vom Paradiese.

Mit dem Blut des Liebevollsten
Will des Hasses Blut sich laben;
Drüben aber werden Todte
Von Verstümmelten begraben.

Wenn der lang und schwer Bedrückte
Freiheit sucht, so haßt der Wilde
Und zerbricht, wie andre Schranken,
Auch des eignen Herzens Milde.

VIII.

O wie ward der Tod ein andrer,
Als die Griechen ihn geschildert!
Aus dem milden Götterboten
Ist zum Schreckbild er verwildert.

Als ein Genius, der die Reife
Sterblichen verkünden soll,
Seine Hand zur Wange haltend,
Stand der Tod gedankenvoll;

Oder zeigte, mildsymbolisch,
Daß die Erdenlust zu Ende,
Löschend die gestürzte Fackel,
Kreuzt' er drüber seine Hände.

Leise trat sein Fuß die Psyche;
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
Leise gibt, vom Festgelage
Ohne Störung fortzuschleichen.

Schlaf und Tod als Zwillingenbrüder
 Standen oft auf einem Bilde;
 Beiden, ach, so weit Verschiednen
 Gleiche Bildung gab die Milde.

Zweifelhaft erschien der Genius,
 Fragen sollte der Beschauer:
 Ist's der Schlaf und die Erholung?
 Ist's das Sterben und die Trauer?

Nur zuweilen ward gesondert,
 Und das herbre Bildniß trug,
 Daß der Blick den Tod erkenne,
 Falter, Kranz und Aschenkrug.

Dort den Charos sieht der Grieche
 Noch in spätern, rauhern Zeiten
 Mit der dunkeln Schaar der Seinen
 Ueber das Gebirge reiten;

Ihm voraus die Jungen wandern,
 Alte kommen nachgeschlichen;
 Und gereiht am Sattel sitzen
 Zarte Kinder, frühverblichen. —

Heiter kam er noch als Fiedler,
 Sein Gefinde trat den Reigen,
 Und zu Lust und Tanz von hinnen
 Rief sein Pfeifen, helles Geigen. — —

Thanatos, ach, ward ein Krieger,
 Auf die Opfer Speere schwingend;
 Ein Athlet, auf glattem Boden
 Jeden Helden niederringend;

Thanatos, der edle Genius,
 Ist zum Sensemann verbauert,
 Mäht den Menschen, einen Grassalm,
 Der zur Erde niederschauert.

Fischer, mit dem leisen Röder,
 Angelt er im Meer der Luft;
 Legt uns Schlingen als ein Vogler,
 Der mit falschen Stimmen ruft.

Nur noch feindlich naht der Wilde,
 Drohend, in's Verderben lockend,
 Auch dem Menschen wie ein Kobold,
 Irrwisch auf dem Halse hochend.

Gräßlich naht uns mit der Sense,
Schreck- und Vorbild, das Gerippe;
Für ein mildes Lächeln hat es
Keine Wange, keine Lippe. —

So in wechselnden Gestalten
Macht der Tod die Erdenrunde;
Heute aber geht im Heere
Sigismunds die Schreckenskunde:

„Weil den Ziska, schlachtermüdet,
Leichter Schlummer überkommen,
Hat der Tod, ihn zu ersetzen,
Seine Rüstung umgenommen;

Denn unwiderstehlich jeden,
Der ihm naht im Schlachtgebraus,
Winft der schwarze Helmbusch Ziska's
In die ew'ge Nacht hinaus.“

IX.

Finster sitzt, abseit vom Heere,
Ein Hussit im Walde dort,
Einsam in des Baches Rauschen
Murmelt er sein Trauervort.

Waschend in der Flut die Waffen,
Ruft er: „Heule, Bächlein, heule!
Ziska liegt im Zelte sterbend,
Schwingt nicht Lanze mehr, noch Keule!

Ziska liegt in seinem Zelte,
Sterbend liegt er auf dem Grunde;
Doch es ist kein Weibgeborner,
Der ihm schlug die Todeswunde.

Ha! wie kamen sie geritten,
Einen Kampf mit ihm zu wagen,
Hoch auf schwarzen, weißen Rossen;
Alle hat er sie erschlagen.

Ja, der Tod, der andre Männer
 Niederschmettert und zerschellt,
 Hat dem Ziska, dem Gewalt'gen,
 Feig und tückisch nachgestellt.

Heule, Bächlein, heult ihr Wälder,
 Aller Welt den Schmerz zu melden,
 Böhmen und der ganze Erdkreis
 Sind verwaist des größten Helden.“ —

Ziska tröstet die Betrübtten,
 Die an seinem Lager trauern:
 „Brüder, heute werd' ich sterben;
 Doch die Thaten werden dauern.

Denn es wird in späten Tagen
 Unsern Leid- und Kampfgenossen
 Stärkend aus Hussitengräbern
 Trost und grüner Muth entsprossen.

Darum sollt ihr meinem Tode
 Stark, nicht trüb und weich erscheinen;
 Habt ihr nicht gelernt von Ziska,
 Keinen Todten zu beweinen?

Sehd gehorsam, wackre Brüder,
Meinem letzten Tagsbefehle:
Nehmt mein Sterben, nehmt mein Scheiden
Hin mit heitrer Kriegerseele.

Hochzeit ist in diesem Zelte,
Mit der Pest bin ich getraut;
Furchtbar war Johannes Ziska,
Furchtbar auch ist seine Braut.

Mit der Rache heißen Träumen
Hat kein Weib mein Bett getheilt,
Sie allein, von deren Kusse
Nimmer wird mein Herz geheilt.

Daß ein Theil von mir noch immer
In der Schlacht den Muth euch wecke,
Spannet lustig auf die Trommel
Meines Leibes kalte Decke.

Ha! schon hör' ich Schlachten brausen;
Fliehend geben sie die Sporen,
Da den Feinden mein Vermächtniß
Schrecken trommelt in die Ohren."

Also sprach er, wieder sinkt er
In den Traum der Fieberhitze,
Tummelt mitten in der Feldschlacht
Seine Keul' und Lanzenspitze.

Alle, die sein Arm getödtet,
Tödtet er im neuen Strauß,
Alle, die schon längst im Grabe,
Müssen noch einmal heraus.

Ja! heraus! heraus! Husaren!
Panzerdicke deutsche Reiter!
Ziska folgt euch eure Tage
Kürzer und die Köpfe breiter.

Reichen Schnee zur Erde nieder
Ließ der Himmel Böhmens fallen,
Daß der Feinde Blut in grellem
Abstich möge drüber wallen.

Ziska bohrt die Lanzenspitze
Tief den Feinden in's Gedärme,
Daß vom Frost des harten Winters
Sich das Eisen göttlich wärme.

[Illegible text block containing several lines of faint, possibly redacted or heavily faded text. The text appears to be organized into a list or table structure with multiple columns and rows, but the individual characters are not discernible.]

Der beglückte Wahn des Traumes
Gab ihm seine Augen wieder,
All die Pfaffen, Fürstenknechte
Schaut er klar und haut sie nieder.

Also träumt er, also kämpft er,
Bis die letzte Kraft geschwunden,
In der Schlacht ein Held verscheidend,
Unversehrt, unüberwunden.



